

Vom Rhein zum Sambesi: **Herausgerufen auf den Weg mit Jesus**



jesuitenweltweit
WELTWEIT MIT DEN ARMEN

Autobiografie von P. Oskar Wermter SJ

1. Auflage

Ausgabe Dezember 2020

Verantwortlich für den Inhalt:

Jesuitenmission Deutschland
Königstraße 64
90402 Nürnberg
www.jesuitenmission.de

Redaktion:

Steffen Windschall

Buchsatz und Umschlaggestaltung:

© Stefanie Fugmann, Grafikdesignerin
www.herzensziel.com

Bilder:

© Deutsche Provinz der Jesuiten

Druck und Bindung:

100 % Naturpapier
WIRmachenDRUCK GmbH
www.wir-machen-druck.de

ISBN 978-3-00-067526-3

Inhalt

Ein Wort des Geleites und des Dankes	6
Vorwort	9
Geburt und frühe Tage	11
Flüchtlingskind	11
Köln am Rhein	15
Familie, Kirche, Schule	21
Krieg und Neuanfang	25
Gesellschaft Jesu	31
Afrika	42
Sprache lernen – Achtung vor dem „Gastgeber“	51
Akademische Einführung in Gesellschaft, Kultur und Sprache	54
Zu Gast in Chinhoyi	57
Theologie und Aufstand in Kirche und Gesellschaft	62
Simbabwe im Krieg	69

Bei den Elefanten	91
Der Kirche eine Stimme geben	96
1988 – ein Jahr für den Papst	105
Ehe und Familie in der Tradition und bedroht durch die Moderne	107
Praktische Theologie und politische Ethik	120
Kirche und Medienkultur	125
Im Dienst der Kirche im südlichen Afrika	128
Ein Schlusswort	142
Weitere Veröffentlichungen des Autors	145

Vom Rhein zum Sambesi:
Herausgerufen auf den Weg mit Jesus
Autobiografie von P. Oskar Wermter SJ

Ein Wort des Geleites und des Dankes

Wir Jesuiten in Deutschland sind stolz auf all jene Mitbrüder, die in die weite Welt hinausgezogen sind, um als Missionare zu arbeiten. Denn durch ihr Leben und ihre Arbeit wird in besonderer Weise das Charakteristikum der Gesellschaft Jesu lebendig. Ignatius von Loyola hatte ausdrücklich gewünscht, dass seine Mitbrüder nicht sesshaft werden, sondern viele Orte durchwandern und die Frohe Botschaft Jesu bis an die Grenzen der Welt tragen. Franz Xaver, sein bester Freund, der eigentlich mit ihm in Rom die Satzungen des neuen Ordens erstellen sollte, war der erste große Missionar. Denn er war bereit, sich senden zu lassen, als ein anderer Mitbruder des jungen Ordens in Rom krank wurde und die Schiffspassage nicht antreten konnte. So kam Franz Xaver bis nach Indien, Indonesien und Japan, bis er völlig erschöpft auf einer kleinen Insel vor dem chinesischen Festland starb.

Leider haben wir von wenigen unserer Missionare ausführliche eigene Lebensberichte. Und auch die Biografie unseres Ordensgründers konnte nur zustande kommen, weil Ignatius einen Freund und Mitbruder hatte, nämlich Juan Alfonso de Polanco, dem er seinen autobiografischen „Bericht des Pilgers“ diktieren konnte.

Wir sind froh, dass Oskar Wermter mit eigener Hand seine Lebensgeschichte aufschreiben konnte. Denn es hätte am Ende wohl niemand sonst getan, weil jeder von uns zu beschäftigt ist oder ihm die Kräfte dazu fehlen und wir auch viele Details gar nicht mehr leicht erheben können. Dabei hat Gott für Oskar Wermter auf krummen Zeilen gerade geschrieben. Denn ohne eine lebensgefährliche Krankheit von Oskar, einen sehr mühsamen Heilungsprozess und die Corona-Zeit mit der Isolation von kranken und alten Jesuiten in Harare im Richartz House hätte

auch Oskar keine Zeit gefunden, so ausführlich über sein Leben und seine Erfahrungen in Afrika zu berichten. Für uns alle ist das ein Geschenk. Danke!

Gleichzeitig ist es reizvoll zu sehen, wie einer von uns Jesuiten mit so langen Jahren des Wirkens im Süden Afrikas in seiner Reflektion über die kirchliche und die politische Entwicklung in Afrika, aber eben auch in Europa Akzente setzt und Urteile gewinnt, die wir uns als „Daheimgebliebene“ nicht in der selben Deutlichkeit zu eigen machen würden. Doch solche Unterschiede können das Gespräch und die Achtung vor den je anderen Überzeugungen fördern.

Wir sind in philosophischen Vorlesungen in Pullach und später in der Theologie in Frankfurt zusammen gewesen; ich hatte beruflich das Glück, dass ich Oskar gelegentlich in Afrika treffen konnte. Ich erlebte immer einen Mitbruder, der viel mehr an den konkreten Menschen interessiert war: Seine Frohe Botschaft war nicht die fein ziselierte Theologie. Er wollte und will den Menschen Jesus verständlich und konkret vermitteln. Er ist durch und durch Seelsorger. Aber die politische Situation mit dem Krieg in Rhodesien, den er hautnah erlebte, und dem Entstehen Simbabwe mit vielen Hoffnungen, die enttäuscht wurden, hat ihn auch zu einem politischen Menschen gemacht. Er wollte sich nicht in eine nur fromme Verkündigung flüchten, sondern soziale Gesichtspunkte, ethische Imperative in einer mehr und mehr verwirrten Entwicklung Afrikas zur Sprache bringen; er wollte den Bischöfen und den Menschen Simbabwe und des südlichen Afrikas Hilfestellung mit den modernen Medien und seinen Artikeln und Beiträgen im Rundfunk bieten. Er ist kein Leisetreter, keiner, der die Perspektiven so lange verändert, dass sie dem anderen passen. Er war und ist geradlinig und glaubwürdig in dem, was er tut. Das bewundern wir, seine Mitbrüder, auch dort, wo es ihm Schwierigkeiten eingebracht hat.

Wir wünschen denen, die seinen Bericht zur Hand nehmen, Empathie zu Afrika und seinen Menschen und Dankbarkeit für das, was der Orden und die Kirche missionarisch durch Menschen wie Oskar Wermter und Gottes Hilfe gewirkt haben.

Nürnberg, Oktober 2020

Jörg Dantscher SJ

Vorwort

Dieser Bericht erschien zunächst auf Englisch, in der Umgangssprache des Landes, in dem ich mein ganzes Arbeitsleben verbracht habe. Ich hatte ihn für meine Mitbürger, Brüder und Schwestern in Simbabwe geschrieben. Ich nutzte die „leere Zeit“ der COVID-19-Epidemie im Jahr 2020, als ich in Quarantäne war, unzugänglich und isoliert, um diese Gedanken niederzuschreiben.

Als Mitglied der Gesellschaft Jesu, als Jesuit, bin ich gewohnt an „Aktion und Reflexion“, dass auf Zeiten der Arbeit und des Einsatzes Augenblicke des Nachdenkens, der Überprüfung und der Analyse folgen müssen, dass nach Segen und Gnade Danksagung folgen sollte. Verwundungen und Schmerzen warten auf Heilung. Zeiten der Dunkelheit müssen von Licht erhellt werden, das es auch gibt.

„Aktion und Reflexion“ ist eine tägliche Praxis. Nach Stunden der Arbeit am Morgen mache ich eine Pause. Wir Jesuiten nennen das „Examen“, nämlich „Gewissenserforschung“ oder „Erforschung/Prüfung des Bewusstseins oder Bewusstheit“.

Alles Gebet beginnt mit einer Danksagung. Dann blicke ich auf die Morgenstunden zurück. Was habe ich im Laufe des Vormittags gedacht, gesagt und getan? Was war gut, wo und wie habe ich versagt? Was hat der Herr mir sagen und andeuten wollen? Den Willen Gottes suchen und finden.

Wofür sollte ich um Vergebung bitten?

Und schließlich, mit Gottes Hilfe, mein Leben – mein Denken, Sprechen und mein Tun – im Sinne des Herrn zu verbessern und ganz auf Ihn auszurichten.

Ich beschließe Abend mit einer „Gewissenserforschung“ über den vergangenen Tag.

Dieser Bericht ist auch einer über den „Gott der Überraschungen“. Eine Berufung ist wohl immer ein Herausgerufenwerden aus dem Gewohnten und Selbstverständlichen.

Immer wieder stieß ich auf Krieg und blutige Gewalt. Und die Frage trieb mich um, wie man Kriegen ein Ende setzen könnte. Und dass es keinen „gerechten Krieg“ gibt. Dass Gewalt kein Übel überwindet.

Der Weg, auf den ich gerufen wurde, war lang. Wie bin ich ihn gegangen? Hat sich erfüllt, was ich als Berufung annahm? Kann ich dafür in der Freiheit des Herzens danken?

Hier also meine Nach-Gedanken.

Geburt und frühe Tage

Ich wurde mitten im Zweiten Weltkrieg im Januar 1942 geboren. Dies war die Zeit des großen Völkermordes, des Holocaust, als sechs Millionen Juden von Hitler und seiner Partei und Regierung vernichtet wurden. Die heilige Edith Stein, Jüdin und Karmelitin, starb in diesem Jahr in Auschwitz. Im folgenden Jahr, 1943, starb der Selige Franz Jägerstätter, Bauer und Familienvater, unter dem Fallbeil. Der Kriegsdienstverweigerer war seinem Gewissen gefolgt und hatte sich geweigert, den Treueeid auf Hitler abzulegen.

Mein Vater, Jurist und Beamter, wurde bis 1943 nicht zur Wehrmacht eingezogen. Aber da war der Krieg schon verloren. Er war historisch sehr gebildet und glaubte einfach nicht, dass Deutschland Russland besiegen könnte. Niemand hat je dieses Riesensland erobern können, weder Napoleon noch der Kaiser. Er wurde widerwillig doch noch Soldat. Er riet meiner Mutter, sie solle mit uns fünf Kindern – ich war der Jüngste – aus unserer Heimat in Ostpreußen (im äußersten Osten nahe der Grenze zur Sowjetunion) wegziehen und versuchen, nach Westdeutschland zu kommen.

Flüchtlingskind

Ich wurde ein Flüchtlingskind, das seine Heimat nie richtig kennen gelernt hatte. Mir wurde später erzählt, wie ich mit zwei Jahren am Ostsee-Strand spielte. Die Sowjet-Armee kam immer näher. Sehr bald fanden wir Unterkunft auf dem Landgut einer Tante in Schlesien. Wir konnten sehen, wie Breslau (Wroclaw) von Amerikanern und Briten bombardiert wurde.

Ich habe nie meinen Vater gekannt. Ein Foto vom Ende des Krieges zeigt ihn mit mir, knapp drei Jahre alt. Das war das letzte Mal, dass er seine Frau und uns Kinder sah. In einem Brief an meine Mutter erkundigte er sich nach mir. Das hat mich sehr gerührt und tief beeindruckt, als ich, viel später, den Brief lesen durfte. Ich war glücklich, dass ich auch einen Vater hatte, wie andere Kinder, der sich um mich sorgte und mich liebte. Väter sind in der westlichen Welt nicht mehr sehr in Mode. Sie werden als „Patriarchen“ verachtet in einer Welt, wo Frauen sich mühen, ihre persönliche Würde und Unabhängigkeit zu gewinnen. Ich hörte immer zu, wenn Mutter und Geschwister über ihn sprachen; sie hatten viel zu erzählen von diesem geliebten und liebenden Vater.

Die letzten Kriegsfanatiker versuchten, meinen ältesten Bruder – er war kaum 15 Jahre alt – am Kriegsende noch in die Wehrmacht zu holen. Doch meine Mutter ließ das nicht zu. Sie leistete starken Widerstand, dem diese „Parteibonzen“ nicht gewachsen waren. Der Bruder blieb der Familie erhalten. Viele Jahre später sah ich einen Film über diese Generation von jungen und jüngsten Soldaten und ihre letzten Kämpfe mit den Amerikanern, die schockiert waren, dass junge Deutsche doch noch an einen späten Sieg glauben konnten und weiter fremdes und eigenes Blut vergossen. Die Dorfbewohner waren vielfach nicht bereit, ihre Heimat zu verlassen. Unsere Tante versuchte sie zu überreden. Es kam zu tragischen Missverständnissen. Viele der Frauen hofften, sie würden den Sowjets entkommen. Sie endeten als Untertagearbeiter in sibirischen Bergwerken.

Der 26. Januar 1945 war mein dritter Geburtstag. Von diesem Tag an kann ich mich an die laufenden Ereignisse erinnern. Ich sehe noch, wie große Pferdewagen für den Treck in den Westen hergerichtet wurden. Am folgenden Tag zogen wir los, unsere Großmutter und ihre fünf Töchter mit elf Kindern, einem Kutscher

und einigen jungen Frauen im Dienst der Familie. Ich war der Zweitjüngste. Unterwegs sahen wir Dresden in Brand nach der Bombardierung durch die Alliierten. Wir fanden immer Nachtquartiere bei gutherzigen Menschen, selbst für die Pferde, von denen ja für uns alles abhing. Wir erreichten schließlich Schmölln in Thüringen und kamen in dem Dorf Selka unter. Die Reise war einstweilen zu Ende. Noch weiter nach Westen zu ziehen, etwa nach Bayern, wie ursprünglich geplant, war nicht mehr möglich.

Thüringen war bald von russischen Truppen besetzt. Ich erinnere mich, dass mein Bruder Rudolf Gewehrpatronen, die überall herumlagen, auf Eisenbahnschienen explodieren ließ. Ich machte, klein wie ich war, begeistert mit. Wir fanden Unterkunft in einem Lagerhaus in der Verwalterwohnung. Die russischen Soldaten dachten, als sie uns Kinder sahen, an ihre Kinder daheim in Russland. Sie gaben uns zu essen und waren zu uns sehr freundlich. Doch den plündernden Soldaten war von ihren Kommandeuren gesagt worden, dass sie sich die Töchter und Frauen des geschlagenen Feindes als ihr Beutegut nehmen konnten. Die Vergewaltigung von Frauen ist schon immer eine grausame Kriegstaktik gewesen.

Im Jahr 1946 erhielt meine Mutter die Nachricht von einem deutschen Arzt in einem russischen Kriegsgefangenenlager, dass mein Vater vor einem Jahr an Typhus gestorben sei, nach der Kapitulation Deutschlands. Jetzt war sie also ganz alleine als heimatloser Flüchtling und als Witwe mit fünf Kindern, erst 40 Jahre alt. Ich kann noch sehen, wie sie mit dem Brief in der Hand auf die Knie fiel.

Die Familie Löffler in dem Dorf Selka nahm uns auf. Der Bauer war ein nicht sehr freundlicher Mann, aber seine Frau Lucie war herzensgut. Meine Mutter arbeitete für sie und andere und ver-

kaufte Einkaufstaschen, die sie selber geknüpft hatte. So versorgte sie unsere Familie. Eine Schwester und zwei Brüder waren nach Westdeutschland gegangen und wohnten bei Verwandten, wo sie auch zur Schule gingen.

Für einen kleinen Jungen wie mich war das Leben in diesem Bauerndorf durchaus erfreulich und ich war glücklich, obschon der Krieg noch Nachwirkungen hatte: Menschen kamen immer noch durch explodierende Landminen ums Leben. Ich wusste, dass mein Vater tot war und nie mehr zurückkommen würde. Ich kannte mich aus mit uniformierten Soldaten, mit Gewehren und Panzern. Ich hatte Bomben auf Städte fallen sehen. Deutsche Dorfbewohner, die weiße Fahnen gehisst hatten als Zeichen ihrer Kapitulation, waren von fanatischen Soldaten Hitlers, die noch an den Endsieg glaubten, auf der Stelle erschossen worden.

Die Heimat hatten wir verloren. Aber die Kirche war noch da. Es gab noch viele andere Flüchtlingsfamilien in dem Dorf. Dies war eine protestantische Gegend, wo Martin Luther geboren war und gelebt hatte. Die einzige katholische Kirche war fünf Kilometer entfernt, und dorthin gingen wir am Sonntag. Wenn der katholische Pfarrer, der mit dem Fahrrad über die Dörfer fuhr, nicht da war, organisierte meine Mutter Wortgottesdienste für andere katholische Heimatvertriebene, manchmal in lutherischen Dorfkirchen. Die Pastoren waren freundlich und großzügig. Ihre Kirchen waren oft leer, und so waren sie dankbar, dass wenigstens diese fremden Mitchristen in ihren Kirchen Gottesdienste feierten. Ich bin oft mit der Mutter mitgegangen und half ihr beim Herrichten der Kirchen für den Sonntag. Oft waren die Altartücher zerrissen und staubbedeckt. Meine Mutter wurde so eine Art inoffizielle Katechetin und Leiterin einer kleinen christlichen Gemeinschaft, den kleinen Ortsgemeinden ähnlich, die ich erst sehr viel später in Afrika kennen lernen sollte.

Wenn ich den Priester bei der Messe sah, war ich sehr neugierig. Ich wollte wissen, was es mit dem Brot, das gebrochen wurde, auf sich hatte. Ich wollte es auch empfangen wie die „Großen“. Wir beteten auch zuhause am Abend und bei den Mahlzeiten. Doch praktizierende Katholiken waren bei den kommunistischen Politkommissaren der russischen Streitkräfte, die dabei waren, die Deutsche Demokratische Republik in Ostdeutschland aufzubauen, nicht besonders beliebt, genauso wie wir bei den Parteigenossen von Hitlers Partei nicht beliebt gewesen waren. Trotzdem erkannten die Kommunisten das Führungstalent meiner Mutter und wollten sie zur Leiterin der örtlichen Kommunistischen Frauen-Liga machen. Da erkannte sie, dass unsere Familie unter einem atheistischen Regime keine Zukunft hatte.

Köln am Rhein

Ich hatte im September 1948 mit der Schule begonnen. Aber da ich in der einklassigen Dorfschule nicht viel lernte, unterrichtete mich meine Mutter zuhause, in Vorbereitung unseres Umzugs nach Westen. Ihr Antrag auf Erlaubnis zu emigrieren wurde abgewiesen. So waren wir gezwungen, die deutsch-deutsche Grenze, damals noch nicht stark befestigt, illegal zu überqueren. In einer Nacht im April 1949 schlossen wir (Mutter, meine Schwester Maria und ich) uns einer großen Gruppe von ähnlichen „Grenzgängern“ mit einem Dorfbewohner als Begleiter an und machten diesen entscheidenden Schritt von Ost nach West, in Sichtweite der russischen Grenzwächter. Es gab in dieser Nacht ein Unwetter und wir versanken fast im Schlamm. Die Grenzwachposten rührten sich nicht. Wir stiegen über den Stacheldraht, der einen Graben ausfüllte. Damit waren wir in der Britischen Zone von Westdeutschland.

Meine Mutter hatte Westgeld in meinem Mäntelchen versteckt. Mit einer Rasierklinge bewaffnet holte sie die Banknoten aus dem Futter. Damit konnten wir die Fahrkarten für den Zug nach Köln kaufen. Dort hatte ein Freund meines verstorbenen Vaters für uns eine Unterkunft in einem Haus von Ordensschwwestern gefunden.

Ich wurde in die zweite Klasse aufgenommen, weil meine Mutter mich gut in der ersten Klasse unterrichtet hatte. Meine neuen Klassenkameraden waren sehr über meinen sächsischen Dialekt amüsiert und hatten viel zu lachen. In der Familie sprachen wir weder Sächsisch noch „Kölsch“, sondern Hochdeutsch. Ich habe nie vergessen, dass ich nicht in Köln geboren wurde, sondern als Flüchtlingskind in einem vollen Zug am Hauptbahnhof nahe dem Dom ankam.

Als kleiner Dorfjunge aus Thüringen fühlte ich mich manchmal in der großen Stadt wie verloren. Ich fürchtete rasende Autos, auch wenn sie noch weit entfernt waren. Einmal lief ich über den Rudolf-Platz, ohne auf den Verkehr zu achten. Der Polizist in der Mitte der Kreuzung blies in seine Pfeife. Ich kletterte auf sein hohes Podest und wurde freundlich, aber deutlich gewarnt, so etwas nie wieder zu tun. „Ich bin aus Köln“, antworte ich auf Fragen. Aber ich habe dort eigentlich nur zwölf Jahre lang gelebt und bin dort zur Schule gegangen. Es ist die Stadt meiner Kindheit. Das verbindet. Aber ich habe mich dort nicht lebenslänglich verwurzelt. Das war mir immer bewusst, so gerne ich auch meine Familie und Freunde in Köln wieder sehe.

Wir leben in einer sehr beweglichen Welt. Wie so viele meiner Zeitgenossen bin ich oft „gewandert“ und war oft ein Fremder und „Zugezogener“. Ich kenne Köln noch als eine ausgebombte, kriegszerstörte Stadt. Von den Türmen des berühmten Doms aus konnte ich sehr bald das Ausmaß der Zerstörung erkennen.

Doch der Wiederaufbau war im Gange. Der Kölner Dom stand noch. Den Bomberpiloten war befohlen worden, dieses wunderbare Gotteshaus nicht zu bombardieren. Für einen seltenen Augenblick behielt Zivilisation die Oberhand über die Barbarei. Doch einige Bomben fielen trotzdem.

Im Jahre 1956 zum Katholikentag wurde der Dom wieder geöffnet, dessen Grundstein 1248 gelegt worden war und der erst im 19. Jahrhundert nach fünfhundert Jahren vollendet wurde. Die Kirche von Köln hatte nicht nur die eingestürzten Gewölbe und die prachtvollen Fenster der „Hohen Domkirche“ wiederhergestellt, sondern auch Siedlungshäuser für große Familien wie unsere gebaut. Als ich Jahrzehnte später Entwürfe für eine Bischofskonferenz zu schreiben hatte, dachte ich an unsere Wohnungsnot und die unserer Mitbürger in Simbabwe. Ich erinnerte mich an Prälat Adam Stegerwald, der es als seine pastorale Aufgabe gesehen hatte, wohnungslosen Familien ein Dach über dem Kopf zu verschaffen. Nach nur sieben Jahren in Köln zogen wir 1956 zum zweiten Mal um, und zwar in ein Gartenhaus, das uns einmal gehören würde.

Ein Priester war beeindruckt von der Gemeinde-Arbeit meiner Mutter in der mitteldeutschen Diasporagemeinde und bot ihr einen Posten an als Mitarbeiterin im Seelsorgeamt für Frauen in der Erzdiözese Köln. So viele Frauen und Mütter hatten ihre Ehemänner im Krieg verloren. Als Witwe sprach sie zu anderen Witwen und war deren Beraterin. Nachdem wir ein Telefon bekommen hatten, hörte es nie auf zu klingeln. Diese vielfach sehr einsamen Witwen riefen immer wieder unsere Mutter für ein Wort des Trostes und der Ermutigung an. Sie kam leicht mit Menschen ins Gespräch. Wenn sie mal in ein Restaurant für eine Tasse Kaffee ging, erzählte ihr die Serviererin sehr bald von ihrer Familie und ihrem Schicksal. Als Frau in pastoraler Arbeit war sie eine Neuheit. Sie wurde viel eingeladen als Referentin für

Brautpaare und Ehepaare. Oft kam sie erst spät nach Hause zurück. Aus eigener Erfahrung sprach sie über die Berufstätigkeit von Frauen und Müttern. Der Krieg hatte Ehefrauen sehr selbständig gemacht. Neue Tore öffneten sich für sie, aber sie trugen auch neue Lasten. Meine Schwestern machten den Haushalt und ich, als Jüngster, ging einkaufen und wusch die Teller nach den Mahlzeiten.

Ich war gerne Messdiener. Manchmal nahm mich der Pfarrer auf den Friedhof mit. Meist nahmen wir ein Taxi. Ich genoss solche Fahrten in einem schönen Wagen, denn zuhause hatten wir kein Auto. Auf dem Weg zum Grab beteten wir den Psalm: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir/, Herr höre meine Stimme!/ Wende dein Ohr mir zu,/ achte auf mein lautes Flehen!/ Würdest du, Herr, unsere Sünden beachten,/ Herr, wer könnte bestehen?/ Doch bei dir ist Vergebung /, damit man in Ehrfurcht dir dient“ (Psalm 130). Selbst heute, wenn ich diese Worte höre, bin ich wieder auf dem Friedhof. Ich kann das nicht vergessen.

Es gab da ein sehr hübsches Mädchen in der Nachbarschaft, erst zwölf Jahre alt, mit langem, rotbraunen Haar. Wir waren Spielgefährten. Als eine Polio-Epidemie kam, wurde sie davon erfasst, und nach einer Woche starb sie. Ich war dem Tod noch nie zuvor so nahe gewesen. Ich hatte nie gedacht, dass auch Kinder sterben können. Ich habe nie ihren weißen Sarg und ihre Schönheit vergessen.

Trotz Krieg und Flüchtlingsarmut war unsere Mutter entschlossen, ihren Kindern eine gute Bildung und Ausbildung zukommen zu lassen. Meine älteren Geschwister hatten wegen Flucht und Vertreibung vielfach ihre Schulen wechseln müssen. Ich hatte das Glück, dass ich ungestörter lernen konnte. Im Alter von zehn Jahren begann ich meine neun Jahre am Dreikönigsgymnasium, das der heilige Jesuit Peter Canisius vor 400 Jahren ge-

gründet hatte. In der Eingangshalle bestaunte ich Gemälde von streng und feierlich aussehenden Jesuiten aus dem 17. Jahrhundert. Unter ihnen war auch P. Friedrich von Spee SJ (geb. 1591, Kaiserswerth – gest. 1635 in Trier), Lehrer, Dichter, Seelsorger, Schriftsteller. Er war ein Prophet, der gegen den Wahn des Hexenglaubens angegangen war. Viele Frauen, aber weniger Männer, wurden als Hexen verbrannt. Friedrich von Spee besuchte sie im Gefängnis, wo sie vor ihrer Hinrichtung grausamst gefoltert wurden. Spee verfasste auch ein Buch für das geistliche Leben von Frauen. Das heutige Motto der Gesellschaft Jesu „Glaube und Gerechtigkeit“ hätte ihm wohl entsprochen.

Seine Schriften über den Hexenwahn enthüllten diesen „Glauben“ als eine große Lüge. Es gibt im Menschen das tiefe Verlangen, andere Menschen für die eigenen Fehler und Sünden verantwortlich zu machen und sie als Sündenböcke zu verklagen. Spee war ein guter Beichtvater, wie Jesus war er ein Heiler und Heiland. Wir brauchen keine Sündenböcke. Wir bekennen vor unserem Herrn unsere Schuld. Er ist barmherzig und hat Mitleid. Er vergibt uns und nimmt die Last unserer Sünden auf sich und trägt sie weg (siehe „Agnus Dei“ der Messliturgie). P. Friedrich von Spee SJ setzte dem Hexenglauben ein Ende und jagte die „Sündenböcke“ davon. Das war der Anfang vom Ende der unmenschlichen und grausamen Hexenverfolgung. Wir brauchen mutige und unerschrockene Männer und Frauen wie Pater von Spee für eine gerechte Welt ohne Korruption, Selbstbereicherung, Missbrauch und Menschenhandel.

Ich war kein sehr glücklicher Schüler. Ich hatte meine eigenen Ideen und war vielleicht ein bisschen ein Träumer, manchmal etwas geistesabwesend, und hörte nicht immer gut zu. Doch wir hatten auch sehr mitreißende Lehrer, deren Unterricht faszinierte, vor allem jüngere, die im Krieg gewesen waren. Es war mir peinlich, wenn mein Klassenlehrer über mich sarkastische Äuße-

rungen machte, weil ich mich verspätet hatte, auf den acht Kilometern vom Stadtrand über eine Rheinbrücke zur Schule in der Stadtmitte. Doch hatte ich großen Respekt vor ihm als Lehrer für Griechisch, der uns Sokrates und sein unerbittliches Suchen nach Weisheit und Wahrheit nahebrachte. Er ließ uns teilhaben an seinen Kriegserlebnissen. Er hatte keine Illusionen über Hitler und seine Verbrechen, und doch kämpfte er in seiner Wehrmacht über die langen sechs Jahre des Zweiten Weltkriegs. Ich fragte mich oft, ob es moralisch zulässig war, dass ein Staat seine jungen Bürger zwang, ihr Leben einzusetzen für einen sinnlosen Krieg. Hatten alte Generäle einen Anspruch auf ein bequemes und sicheres Leben, während sie für junge Männer Tod und Untergang auf blutgetränkten Schlachtfeldern anordneten? Mein Lehrer war tief traumatisiert durch die Kriegserfahrung, obschon er mit dem Leben davongekommen ist.

Er konnte an der Kirche Kritik üben, und doch war er überzeugt, dass nur ein lebendiger christlicher Glaube uns vor einem weiteren Weltkrieg und Holocaust retten könne. Sehr viel später im Leben wurden wir gute Freunde und blieben in guter Verbindung. Es gab da auch ein paar Lehrer, die aktive Parteigenossen in Hitlers Partei gewesen waren, eines unmenschlichen Tyrannen und Mörders. Was ein Tyrann war, lernten wir als Teil unserer klassischen Bildung. Einer dieser Lehrer unterrichtete uns nicht nur Latein, sondern auch über das römische Weltreich und seine imperiale Macht. Obschon sich dieser Mann durch häufigen Messbesuch als frommer Katholik darstellte, stellte er nie Krieg, militärische Übermacht, Aufrüstung und Atomwaffen in Frage. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, dass Jesus grundsätzlich jegliche Gewalt verurteilt hatte, und die frühen Christen den Kriegsdienst verweigerten.

Wir lernten Latein und Griechisch, auch ein wenig Englisch und noch weniger Französisch. Ich hatte zu dieser Zeit keine Ah-

nung, dass Englisch einmal meine Hauptsprache als Priester und Publizist werden würde. Ich hatte eine Vorliebe für Literatur und Geschichte, hatte aber einige Mühe mit Mathematik und den Naturwissenschaften. Ich schrieb sehr gerne Aufsätze. Essays gingen mit flott von der Hand, aber in Sport und Gymnastik war ich keine große Nummer.

Der Physik- und Mathematik-Lehrer unterrichtete uns auch Sport. Er verachtete mich und unser Verhältnis war nicht gut. Das war schade, denn er war eigentlich ein gewissenhafter Lehrer. Ich war gesund und stark, weil ich täglich mit dem Fahrrad zur Schule fuhr, gut schwimmen konnte und viele und lange Wanderungen machte. Ich lernte sehr bald, dass ein Lehrer ein gutes menschliches Verhältnis zu seinen Schülern und Schülerinnen haben muss, wenn er ihnen etwas beibringen will. Ohne diese „Brücke“ der Menschlichkeit gibt es keine Erziehung. Diese negative Erfahrung hat mich vielleicht davon abgeschreckt, je einen Klassenraum zu meinem Hauptarbeitsfeld zu machen. Mein „eigentliches“ Leben begann erst am Nachmittag nach der Schule und den Hausaufgaben, für die ich nicht viel Zeit verwendete. Ich verbrachte die meiste Zeit dann mit der Katholischen Jugendgruppe in unserer Gemeinde, wo ich mit 14 Jahren eine Leitungsaufgabe übernahm.

Familie, Kirche, Schule

Ich veröffentlichte meinen ersten Artikel in unserer Kirchenzeitung im Alter von 15 Jahren. Ich war Leiter einer Gruppe von Jungen, die vier Jahre jünger waren als ich. Ich schrieb über meine Mühen mit den Zehn. An Wochenenden machten wir Radtouren mit Zelt und Kochtopf zu nahen Bergen und Wäldern. Wir kochten uns, was unsere Mütter mitgegeben hatten, z.B. Spa-

ghetti und Tomatenextrakt. Im Dunkeln saßen wir am Lagerfeuer und sangen Lieder. Ich lernte sogar Gitarre spielen, allerdings nicht besonders gut. Ich war kein großer Musiker. Ich war mehr in Literatur und bildender Kunst zuhause. Die schönen alten Kirchen und Museen von Köln fehlen mir auch heute noch. Wir hatten einen sehr fähigen Musiklehrer. Ich schätzte ihn, bedauerte aber einen schlimmen Zwischenfall. Eines Tages prüfte er unsere musikalische Begabung. Jeder musste zur Probe ein Lied vorsingen. So auch ich. Aber ich sang in einer ganz „schrägen“ Tonart. Der kleine, aber sehr rundliche Mann wurde zornig und gab mir eine Ohrfeige mit seiner fleischigen Hand, die mich zu Boden warf. Dies war eine Erfahrung von Gewalt und Terror, die ich nie vergaß. Gewalt war eine Kriegserinnerung. Sie wurde zu einem wichtigen Thema meiner publizistischen Tätigkeit.

Auf einer Radtour hatte ich einmal Mühe mit einem Jungen meiner Gruppe, der, wie mir schien, absichtlich provozierte und mich mit Störmanövern zur Weißglut brachte. Ich verlor meine Selbstkontrolle und schlug zu. Der Junge ging zu Boden wie ein Boxer, der einen vernichtenden Schlag eingefangen hatte. Ich wusste, ich hatte einen schweren Fehler begangen. Ich glaubte nicht an körperliche Strafen und doch hatte mich der Zorn überwältigt. Zu meinem Erstaunen stand der Junge, den ich eigentlich gern mochte, schweigend auf, klopfte den Staub von seinen Hosen und verschwand. Während der verbleibenden Zeit dieser Fahrrad-Wandertour war Hans-Jürgen still und diszipliniert. Ich dachte an den boxenden Musiklehrer und war beschämt.

Zu dieser Zeit fing ich an, für die Jugend der Gemeinde ein Magazin herauszugeben. Es war ein Projekt, das Jungen und Mädchen gemeinsam unternahmen. Wir hatten in unserer Gemeinde einen alten Priester im Ruhestand, der mich wegen eines Artikels, der mit der Lehre der Kirche nicht ganz übereinstimmte, tadelte. Dadurch lernte ich früh in meiner Karriere, dass es in der

Kirche auch Spannungen und Konflikte gibt. Zwei Mädchen waren eifrige Redakteurinnen und Reporterinnen für das Blatt. Ich hatte sie gerne in unserer Redaktion als Kolleginnen und Mitarbeiterinnen. Ich kann vielleicht sagen, dass ich ein Leben lang immer mit Frauen gut zusammengearbeitet habe. Ich kam schließlich aus einer Familie, die stark von Frauen bestimmt war, meiner Mutter und meinen beiden Schwestern. Die älteren Brüder waren zu dieser Zeit schon im Studium oder im Beruf viel außer Haus.

Heutzutage leugnet man gerne, dass es irgendeinen Unterschied gibt zwischen Mann und Frau. Ich bleibe überzeugt, dass sie „verschieden sind und doch als Gottes Geschöpfe dieselbe Menschenwürde haben“. Wer nicht diesen Schöpfungsglauben hat, ist geneigt, alles als total gleich und gleichförmig einzuebnen. Doch im Französischen sagt man: „Vive la différence“. Genau! In der Rückschau muss ich sagen, dass meine Doppelbelastung als Jugendführer und beginnender Publizist eigentlich für mein ganzes Arbeitsleben bestimmend wurde. Als Priester in meiner ersten Gemeinde schrieb ich auch mein erstes kleines Buch. Umgang mit Menschen und reflektierende Schriftstellerei gingen immer Hand in Hand. Als ich viel später Öffentlichkeitsreferent für die Bischofskonferenz von Simbabwe wurde, Zeitschriften herausgab und bei Hörfunk und Fernsehen mitarbeitete, blieb ich doch durch Einsätze am Wochenende der Gemeindegemeinschaft verbunden. Zu meiner pastoralen Rolle passte es, dass ich der Kirche auch eine Stimme in den Medien zu geben versuchte.

Wir waren 1949 in Köln angekommen, als die Bundesrepublik Deutschland gegründet wurde. Das Land, das zwölf Jahre lang unter einer menschenverachtenden Diktatur ohne Achtung für Gottes Geschöpfe gelitten hatte, versuchte jetzt, sich in einen demokratischen Verfassungsstaat mit garantierter Rechtsstaatlichkeit zu verwandeln.

Glaube war für mich nichts Altmodisches, sondern eröffnete neue Horizonte und Perspektiven. Nur echter Glaube und Vertrauen in Gott waren fähig, die falschen Götter und Idole absoluter Macht zu entlarven. Nur unser Glaube in Demut an einen Herrn und Schöpfer konnte, in meinen Augen, die Arroganz von Tyrannen, den Feinden der Menschheit, besiegen. Der Krieg hatte uns heimatlos und vaterlos gemacht. Unsere Familie war geeint in der Überzeugung „Nie wieder Krieg!“

Wir beobachteten die Entwicklung dieser neuen Republik mit großer Leidenschaft und vollem Einsatz für die neue Ordnung. Ich war noch ein Schuljunge, doch hörte ich mir schon eifrig im Radio die Übertragungen der Parlamentsdebatten an. Ich besuchte Wahlkampfveranstaltungen auf den Rheinwiesen, bei denen der erste Kanzler, Konrad Adenauer, ein mitreißender und amüsanter Redner war. Adenauer und seine Kollegen in Frankreich und Italien, Robert Schumann und Alcide de Gasperi, große Staatsmänner zu dieser Zeit, alle drei katholisch und mit katholischer Soziallehre vertraut, wurden die Gründungsväter der Europäischen Union. Deutschland und Frankreich hatten dreimal in hundert Jahren miteinander Krieg geführt. Die Europäische Union sollte dem ein Ende setzen und nie wieder einen europäischen Krieg zulassen.

In späteren Jahren wurde oft gesagt, dass die Deutschen sehr schnell Hitler und die Verbrechen seines Regimes, die Großen Kriege und den Völkermord an den Juden vergessen hätten. Ich kann dem nicht zustimmen. In unserer Familie, die so viel in Hitlers Krieg verloren hatte, haben wir nie aufgehört, diese harten Fragen zu stellen: „Wie konnte es sein, dass ein Volk mit einem so starken christlichen Erbe, Philosophie und Kultur, einer ererbten Achtung für Menschlichkeit, die so viel zu unserer globalen Zivilisation beigetragen hatte, ganz und gar barbarisch wurde und zu einem Feind der Menschheit absank?“

Krieg und Neuanfang

Ich hatte ein großes persönliches Interesse am deutschen Widerstand gegen Hitlers Regime. Einige Jesuiten waren daran beteiligt gewesen, z.B. P. Alfred Delp SJ. Ich las das Taschenbuch mit seinen Überlegungen und geistlichen Worten, die er in der Todeszelle im Gefängnis geschrieben hatte, in Erwartung seiner Hinrichtung am 2. Februar 1945, als geistliche Abschiedsbotschaft an seine Freunde in Kirche und Welt. Seine Hoffnung war, dass seine Freunde einmal besser leben würden, weil er und seine Kampfgefährten im Widerstand gegen Hitlers Tyrannei gestorben sind. Er hatte sich im Denken und im Schreiben für ein besseres und humaneres Deutschland aufgerieben.

Führende Männer und Frauen im Staate waren davon überzeugt, dass nur eine enge wirtschaftliche und politische Union eine solche Diktatur davon abhalten könnte, noch einmal das Land zu beherrschen. Unsere Nachkriegsgeneration war entschlossen, in Europa durch ein solches Bündnis den Frieden zu bewahren, aus dem die Europäische Union geschaffen wurde. Das ist auch der Grund, warum ich in der jüngsten Zeit sehr aufgebracht war über den „Brexit“, das Ausscheiden Großbritanniens aus der Europäischen Union aus Motiven nationalistischer Selbstsucht.

In den Fünfzigerjahren fand eine leidenschaftliche Debatte über die Frage statt, ob Deutschland wieder militärisch aufrüsten und eine Armee, Flotte und Luftwaffe einführen soll. Die Sozialdemokraten waren ganz und gar dagegen, doch die Christlich-DEMOKRATISCHE UNION (CDU), die unter Kanzler Konrad Adenauer, einem engen Verbündeten der Vereinigten Staaten, an der Regierung war, wollte das Militär in der neuen Republik zurück haben und Deutschland wollte im neuen Konzert der Mächte eine Rolle spielen.

Was wäre das für ein Triumph gewesen, einen neuen Staat aufzubauen, ohne ihn auf Waffengewalt zu gründen! Für eine christliche Regierungspartei eigentlich durchaus angebracht. Aber die „Realpolitik“ siegte. Da war auch die Frage, ob die Bundesrepublik Atomwaffen haben sollte. Man begnügte sich damit, durch den Beitritt zum Nordatlantischen Bündnis unter dem nuklearen „Schirm“ der USA Schutz zu suchen, ohne selber Nuklearmacht zu werden. Die Bundesrepublik wollte zu einem „Frieden“ ihren Teil beitragen, der durch gegenseitige nukleare Abschreckung sichergestellt werden sollte. Selbst katholische Moralthologen stimmten zu, dass Atombomben als Drohmittel den Frieden sichern könnten.

Für junge Männer sollte es auch wieder Wehrdienst geben. Meine zwei älteren Brüder waren schon zu alt, um als Rekruten in Frage zu kommen. Ich selber war zu der Zeit in Berlin, in der es keinen Wehrdienst gab. Außerdem war ich Student in Vorbereitung auf die Priesterweihe und wurde deshalb zurückgestellt. Unser Vater war im Krieg umgekommen, und seine Söhne blieben vom Militär verschont. Unsere Familie hatte sowieso keine militärische Tradition. Frauen wurden nicht zum Wehrdienst einberufen. Frauen als Soldaten, das gab es erst später, als sich die Rolle der Frau in Staat und Gesellschaft wandelte.

Ich persönlich bin froh, dass Frauen jetzt Zugang zu sehr vielen Berufen haben, für die sie begabt sind. Das hat sich auch in Simbabwe geändert. Viele Türen haben sich seit der Unabhängigkeit 1980 für Frauen geöffnet. Aber ich gestehe, dass ich Frauen nicht gerne als Soldatinnen in Uniform sehe, ausgerüstet mit tödlichen Waffen. Vielleicht hört man das nicht mehr gerne, aber ich meine, dass Frauen als Mütter berufen sind, Leben zu geben und zu bewahren. Das beschränkt sie nicht auf die Familie allein. Gewiss hat die Frau Gaben und Begabungen, die sie auch im zivilen Leben und der Berufswelt einbringen soll. Die Gesellschaft

braucht ihre Fraulichkeit und sie sollte sich nicht vermännlichen lassen in einer Umgebung von bewaffneter Gewalt und Kampf.

Wir waren eine lesende, bibliophile Familie. Mein Vater liebte Bücher so sehr, wie man mir erzählte, dass man ihn selten ohne ein Buch sah. Meine Mutter war belesen in den Werken der Hl. Teresa von Avila, einer Kirchenlehrerin, und der Heiligen Benedicta a Cruce (Edith Stein), einer Jüdin, die in Auschwitz starb. Meine älteste Schwester Christel, Modeschöpferin, die erst in der Industrie und später in der Erwachsenenbildung tätig war, liebte schöne Literatur. Unser ältester Bruder Ernst Manfred, promovierter Geschichtswissenschaftler und Bibliothekar, war der große Intellektuelle der Familie, mit dem die Familie oft lange Gespräche führte über kontroverse Themen. Mutter wollte, dass er für mich so eine Art Vaterrolle spielen sollte. Aber er nahm den kleinen Bruder nicht sehr ernst. Erst bei meiner Priesterweihe versprach er, dass er mich jetzt achten werde.

Mein zweiter Bruder, Rudolf, war Landwirt ohne Land, beschäftigte sich mit Geschichte, und meine Schwester Maria, der ich sehr nahe war, hatte Volkswirtschaft studiert und war im Bankwesen tätig; sie las eine sehr gute Tageszeitung und ein Wochenblatt über Kirche und Glaubensfragen. Ich selber schrieb über soziale Fragen, Krieg und Frieden.

Wir fünf Geschwister teilten uns in die drei älteren, die „Großen“, und die zwei jüngeren, die „Kleinen“. Uns fehlte der Vater. Mutter war immer besorgt, dass sie ihn nicht voll ersetzen könne. Als Schüler an einer Höheren Schule war ich doch auch vertraut mit dem Leben und der Arbeit von Handwerkern und Industriearbeitern. Viele meiner Freunde in der Jugend der Gemeinde waren Lehrlinge oder Auszubildende in der Industrie. Ich kam aus einer Familie des Mittelstandes mit gutem Einkommen (obschon jetzt wegen der Kriegsergebnisse verarmt), die großen Wert auf

Bildung und Ausbildung legte. Ich hatte aber auch Freunde mit weniger Schulbildung und Lebensstandard aus dem Arbeitermilieu. Dadurch war ich vorbereitet für ein Leben und die Arbeit mit Armen und Benachteiligten.

Köln (im Lateinischen „Colonia“) ist faszinierend als Beispiel von Kolonialgeschichte. Das Römisch-Germanische Museum nahe am Dom beweist es. Aus der frühen römischen Zeit gibt es viel Kunst und Kunsthandwerk, die bewundernswert sind. Sie zeigen die Begegnung zwischen einer frühen Volkskultur und einer danach importierten technisch fortgeschrittenen Zivilisation. In den frühen Jahren nach Christus produzierte die spätere Handelsstadt und Metropole wunderbare Gläser und Steinmetzarbeiten, deren Qualität nach Ende des römischen Imperiums abnahm. Das gibt zu denken, angesichts des Schicksals des Britischen Weltreiches in Afrika. Es gibt in Köln frühe Spuren des Christentums (etwa christliche Gräber), aber tiefere Wurzeln der Kirche wuchsen in den Siedlungen am Rhein erst Jahrhunderte später, nämlich im frühen Mittelalter. Das ist eine Warnung an übereifrige Missionare, die im Eiltempo „christianisieren“ wollen, als handele es sich um einen rein technischen Prozess.

Die Kölner Geschichte interessierte mich auch deshalb, weil im 16. Jahrhundert die ersten Jesuiten (die Heiligen Peter Faber und Petrus Canisius) in Köln Fuß fassten und tätig waren. Das Gebäude des Kollegs (heute Generalvikariat) steht noch und die Kollegskirche gleich daneben in der Marzellenstraße auch, nahe an der „Hohen Domkirche“. Als junger Schüler habe ich manchmal meine Mutter dort besucht, wo sie als Pastoralarbeiterin ihr Büro hatte. Aber sie war nicht in der Bürokratie zuhause, sondern in den Pfarrgemeinden als „Wanderpredigerin“. Oft kam sie erst spät zurück. Sie liebte die Kirche und war zugleich über Vieles im Leben der Gemeinden besorgt. Wir hatten am Familientisch lange Diskussionen über Mutters Erfahrungen.

Was später die Kirche als die großen Neuerungen des Konzils überraschte, deutete sich in unseren Gesprächen bereits an. Was wir damals hofften, wurde in Teilen als Folge des Konzils Wirklichkeit. Klerikalismus war damals und ist auch heute noch eine „Sündenstruktur“. Autorität bedeutete für engagierte Laien oft wenig Hilfe bei der „Sorge um die Seelen“, sondern war eine bedrückende Last. Bald wurde dies zu einer großen Frage des Konzils. Immerhin, es gab immer auch sich sorgende Priester, die ein gutes Beispiel gaben, trotz aller Kritik. Sonst wäre ich vermutlich nicht diesen Weg gegangen.

In meiner Klasse gab es nur zwei oder drei aktive Katholiken. Die übrigen waren vom Glauben entfernt, obschon die Schule traditionell katholisch war. Kirche und Glauben waren im öffentlichen Leben noch geachtet, doch hatte ein gewisser Verfall eingesetzt. Für junge Leute war es eine Mühe, sich ihren Glauben zu bewahren und die Kirche zu achten. Es gab junge Menschen, die Glauben suchten, doch schienen sie eine Minderheit zu sein. Da war ein Dominikaner, der uns anzog, weil er sehr offen und ohne Furcht sprach. Ich hatte persönlich auch Augenblicke, in denen ich den Mut zu verlieren schien und niedergeschlagen war. In der Heiligen Schrift fand ich einen Vers, der meinem Glauben und Vertrauen wieder auf die Beine half: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, um die Taten des Herrn zu verkünden“ (Psalm 118,17). Ich schrieb das Wort auf ein Blatt Papier und bewahrte es in meinem Zimmer auf, um mich daran zu erinnern, wenn ich mal mutlos war. Es ist für mich immer noch ein kurzes Gebet für Augenblicke der Dunkelheit.

Trotz vieler Arbeiten und Aufgaben hatte ich doch auch Zeiten der Stille und des Nachdenkens. Am Abend im Dunkeln machte ich Spaziergänge, rauchte eine Zigarette und versuchte, die vielen verschiedenen Eindrücke des Tages zusammen zu bringen und zu werten. Französische existentialistische Literatur und

Theater faszinierten mich, deprimierten mich auch manchmal, wenn ich sie nicht mehr mit Glauben und Gebetsleben vereinbaren konnte. Ich las das Taschenbuch mit den letzten Briefen und Betrachtungen von P. Alfred Delp SJ. Sein Mut, sein Glaube und sein Vertrauen auf Christus hatten eine große Wirkung auf mich. Mir wurde bewusst, dass ein Jesuit, ein „Gefährte Jesu“, mit Jesus auf seinem Kreuzweg gehen und an seinem Tode teilhaben müsse, aber auch dass der Auferstandene uns wieder aufrichten würde. In dieser so ganz anderen Gemeinschaft des Jesuiten-Notiziates fiel sehr viel von meinem früheren Leben weg. Jetzt war die Zeit der Verinnerlichung und der Mühe der Gottsuche. Dieses geistliche Leben, also Leben im Geiste, kommt nie an ein Ende. Du kannst nie sagen: „Jetzt habe ich alles begriffen. Jetzt bin ich endgültig angekommen.“

Ich hatte von Religionskritikern gehört, dass diese Gottsuche und dieses Verlangen nach dem Geist ein Versuch sind, unserer irdischen, historischen Wirklichkeit zu entfliehen. Es war für mich ganz anders: Ich erkannte, dass es kein volleres, erfüllteres Leben geben konnte, als auf den Wegen Gottes, unseres Schöpfers und Herrn, als Pilger zu gehen. Mein Leben diene damals dazu, Gemeinsamkeit mit anderen jungen Menschen zu pflegen. Die Zukunft würde mich mit vielen anderen Menschen, jungen und auch älteren, zusammenbringen. Ich würde sie mit den Augen Jesu und in seinem Lichte anschauen.

Ich bin über die Jahre immer wieder einmal gefragt worden, was mich bewegt hat, Jesuit und Priester zu werden. Ich fand das eine sehr schwierige Frage. Ich wusste meist keine Antwort. Manchmal habe ich mit einer Gegenfrage reagiert. „Kannst Du mir sagen, warum Du Anita liebst und sie heiraten willst?“ Wir alle suchen jemanden oder etwas, für das es sich zu leben lohnt. Vielleicht sogar einen Schatz oder einen Reichtum, für den man alles andere hergeben kann, sogar „Anita“. Wie der Kaufmann

im Gleichnis. „Als er eine besonders wertvolle Perle fand, verkaufte er alles, was er besaß, und kaufte sie“ (Mt. 13: 45). Vielleicht besteht eine Berufung darin, dass ich diese „wertvolle Perle“ in meinem Schöpfer und Herrn finde, dem Herrn des Weltalls, der auch noch im kleinsten Atomsplitter zuhause ist. „Non coarctari maximo, tamen contineri a minimo, divinum est“ – „Nicht vom Größten umfasst werden, und doch Im Kleinsten gegenwärtig sein, das ist göttlich.“ Ein Berufener ist erfasst von der Leidenschaft zu Gott, dem Unfassbaren, der dennoch als Mensch zu uns kam (Phil 2,7). Das ist vielleicht eine Herausforderung, der wir nicht entgehen können.

Gesellschaft Jesu

Ich wusste nicht viel von den Jesuiten, doch eines Tages – ich war da so um die 15 Jahre alt – war ich mir ganz sicher, dass ich einer von den Jesuiten werden sollte. Ich studierte ihre Geschichte und ging einen Jesuiten, der Jugendseelsorger war, besuchen. Mittlerweile setzte ich meine Jugendarbeit fort, erfreute mich an Partys, wo wir tanzten, Jungen und Mädchen, aber erzählte niemandem von meiner Zukunft. Ich war so beschäftigt, dass ich manchmal die Jesuiten vergaß. Doch die kamen immer wieder zurück, ich konnte sie nicht vergessen, und sie wollten mich als einen der ihren. Ihr Name – Gesellschaft Jesu – sagte so ungefähr alles.

In den fünfziger Jahren war P. Johannes Leppich SJ der berühmteste Jesuit in Deutschland. Als er nach Köln kam und vor dem Rathaus am Alten Markt zu einer Riesenversammlung sprach, ging ich auch hin. Er stieg auf das Dach seines Lautsprecherwagens, in einer langen schwarzen Soutane, und begann den „Neureichen“ des beginnenden „Wirtschaftswunders“ die Leviten zu lesen. Er wandte sich besonders an die Männer, die während des

Krieges Kontakt mit der Kirche verloren hatten. Er geißelte soziale Missstände in einer provokanten Sprache, für die Kanzel ungewohnt, aber auf der Straße mit Beifall begrüßt. Als Oberschlesier war er in den ersten Nachkriegsjahren mit seinem Motorrad in vielen Flüchtlingslagern gewesen, um mit den alten Landsleuten, jetzt Vertriebenen, Kontakt aufzunehmen. Das war noch ein markanter, aggressiver Katholizismus. Seine Mitarbeiter aus dem Jesuitenorden waren später ökumenischer eingestellt. In der nachkonziliaren Kirche war er noch nicht ganz zuhause.

Es gab Augenblicke des Zweifels, des Zögerns und Fragens. Doch Jesus war anscheinend entschlossen. Ich konnte vor diesem Ruf nicht einfach weglaufen. Meine Mutter spürte wohl, dass ich Mühe hatte mich zu entscheiden. Sie sagte nur: „Wenn Du noch nicht sicher bist, kannst Du erst einmal etwas anderes studieren.“ Aber ich wusste zugleich auch, dass ich nicht zögern oder die Entscheidung aufschieben durfte. Es ist entweder „jetzt oder nie“! Es gibt Momente der Gnade, die man ergreifen muss! Sie wiederholen sich nicht! „Die Stunde ist gekommen, aufzustehen vom Schlaf. Denn jetzt ist das Heil uns näher als zu der Zeit, da wir gläubig wurden“ (Römer 13,11 – 13). Dies ist der kritische Zeitpunkt, kairós im neutestamentlichen Griechisch. Zu einer späteren Zeit fand ich dies so gut ausgedrückt in einer Shona-Weisheit aus Simbabwe: „Chawanana mubatisise/Mudzimu haupe kaviri – Was Du empfangen hast, halte fest. Der Geist schenkt sich nicht zweimal.“ Ich fand diesen Ruf schließlich unwiderstehlich. Es war Licht, weil „Gott Licht ist, und in Ihm gibt es keinerlei Dunkelheit“ (1 Johannes 1,5). Ja, es gab auch das Dunkle. Aber das Licht hatte größere Anziehungskraft.

Nach meinem Abitur – ich hatte fast gleichzeitig meinen Führerschein gemacht – schrieb ich an die Jesuiten in Berlin (Berlin war meiner ursprünglichen Heimat näher) und bat um Aufnahme in den Orden. Ich war nur 19 Jahre alt, zu jung für uns heute. Meine



"Wenn Du Gott suchst, wird Er dich finden"

Freunde, Jungen und Mädchen in gleicher Weise, waren sprachlos. Die Kirche war mein Leben. In unserer Familie hatten wir den Glauben und die Treue zu Christus bewahrt. Diesen Schatz hatten wir nicht verloren, während so vieles sonst verloren ging. Hitler hatte versucht, die Kirche zu zerstören und uns den Glauben zu nehmen. Es ging um große Kostbarkeiten und Werte, um die man sehr wohl zu kämpfen hatte, und die es wert waren, für sie das Leben einzusetzen. Der nächste Schritt war nun, die Jesuiten, die Gesellschaft Jesu, und schließlich Jesus selber besser kennen zu lernen.

Das Motto der Jesuiten ist „Ad maiorem Dei gloriam – Zur größeren Ehre Gottes“. Zur „größeren“ Ehre. „Groß“ ist nicht genug, es musste „größer“ sein, es musste immer „mehr“ sein, „magis“ – das Lateinische Lieblingswort des Ignatius von Loyola

la, Ausdruck seines Verlangens, Gott zu umfassen, der größer ist als irgendetwas sonst, was wir uns denken können. Der Herr, unser Gott, ist nicht etwas oder jemand, nach dem man ausschauen würde nur aus Neugierde oder zu intellektueller Unterhaltung, aus Gefallen an reiner Theorie. Du lernst Deinen Gott nur kennen 'von Angesicht zu Angesicht', 'Auge zu Auge', während Du Dich dem so „ganz Anderen“ auslieferst, den Du ansprichst als „Du, mein Gott“. „Gott ist Liebe“, drei-eine Liebe, die Jesus in seiner Anrede 'Abba, Vater' offenbart. Du beginnst, Ihn kennen zu lernen, wenn Du Ihm erlaubst, Dich an die Hand zu nehmen und zum Vater zu führen. „Als Du noch jung warst, hast Du Dich selber gegürtet und konntest gehen, wohin Du wolltest. Wenn Du aber alt geworden bist, wirst Du Deine Hände ausstrecken und ein anderer wird Dich gürtet und Dich führen, wohin Du nicht willst“ (Joh. 21,18).

Diese zwei ersten Jahre als Novize in der Gesellschaft Jesu waren eine Zeit der Stille und Betrachtung, eine ganz neue und ungewohnte Erfahrung. Nach Jahren ständiger Aktivität und Hektik in unserer Jugendgemeinde, war ich jetzt auf einmal auf mich selbst geworfen zur Selbst- und Gotteserkenntnis, und lebte ein Leben des Gebetes und des Austauschs mit der neuen Gemeinschaft. Das Ziel, war im Heiligen Geist zu leben, der der Kirche und der Gesellschaft Jesu innewohnt und in den Menschen, zu denen wir einmal ausgesandt würden. Wir sollten „Kontemplative in Aktion“ werden. „Gott ist Geheimnis“, wie Karl Rahner nie müde wurde zu betonen. Es ist nicht leicht, dieses Mysterium zu entdecken oder gar auszuloten. Wir finden ihn nicht in dem Licht, das wir haben. Er zeigt sich uns selber, auf dieser Pilgerreise als Gefährten Jesu. Ignatius wollte immer „Pilger“, wollte immer auf dem Weg sein. Wir selber setzen Beten nicht in Gang. Unser Herr und Schöpfer tut das. Sein Wort erreicht uns, und wir antworten. Beten ist Antwort geben, es ist, uns in ein Gespräch einzulassen und in einen Austausch, den er beginnt und den wir

fortsetzen, in einem Geben und Nehmen, es ist Gnade, die wir empfangen und weitergeben. Das haben wir in den 30 Tagen der „Geistlichen Übungen“ getan, wie wir sie von Ignatius gelernt haben. Das Ziel war „Unterscheidung der Geister“, das heißt den Willen Gottes für uns zu suchen und zu finden auf der Reise, die auch eine Reise mit den Menschen ist, unseren Brüdern und Schwestern und Freunden, auf den Wegen, die uns der Herr vorgezeichnet hat. Jesus spricht uns an und zeigt uns die Richtung, in der wir mit ihm gehen.

Das Haus für die Ausbildung junger Jesuiten (Noviziat) war in Berlin. Die Stadt war die deutsche Hauptstadt gewesen bis 1945 und sollte es wieder werden im Jahre 1990. Im Jahre 1961, als ich in das Noviziat eintrat, war West-Berlin noch besetzt von amerikanischen, britischen und französischen Truppen, hatte aber eine deutsche Stadtregierung, die demokratisch gewählt war. Ost-Berlin war von russischen Truppen besetzt und hatte eine kommunistische Regierung. Auf meinem Weg zum Noviziat musste ich mit einem Motorboot über den Wannsee fahren, an einer alten Luxusvilla vorbei, wo Adolf Eichmann und seine Nazi Parteigenossen sich verschworen hatten, die Juden durch Vergiftung in „Todeslagern“ auszurotten. Es gab in Berlin so manche Mahnmale, um die Überlebenden an diese Zeit unaussprechlicher Verbrechen und teuflischer Unmenschlichkeit in der jüngsten deutschen Geschichte zu erinnern. Später besuchten wir Novizen das Gefängnis in Tegel, wo unser Mitbruder P. Alfred Delp SJ wegen seines Widerstandes gegen Hitler und seine menschenfeindliche, totalitäre Ideologie am 2. Februar 1945 mit dem Strang hingerichtet worden war.

Wir waren acht Novizen, die im April 1961 eintraten. Wir strebten nicht aufregende Karrieren an und waren nicht ehrgeizig oder versessen auf Ruhm und große Namen. Mein Leben war bis zu diesem Zeitpunkt interessant gewesen und wäre es auch wei-

terhin geblieben: Literatur und Kunst bewegten mich, Bücher, Politik und Geschichte, Glaube und Weisheit, Familie, Freundschaft, Kreativität in der Schriftstellerei – das war mein Leben bis dahin gewesen.

Wenn Du Gott suchst, wird Er dich finden, als der Gott der Tat, und er wird dich in sein Werk holen, Er, der die Menschheit erschaffen hat und ihre Befreiung will. Wir als Novizen hatten uns auf dieses Werk einzulassen, versuchsweise, als „Experiment“. Die dreißig Tage der Exerzitien, der „Geistlichen Übungen“ im Beten und in schweigender Betrachtung, wobei wir die Welt und die Menschen mit den Augen Jesu anschauten. Wir unternahmen dieses Schauen aus der Entfernung. Wir sahen die Boote und Schiffe am Ufer vorbeifahren. Eines Tages würden wir auch wieder den Menschen „da draußen“ begegnen und uns mit ihnen auf den Weg machen. Dies war eine Zeit der „Unterscheidung“ und „Entscheidung“. Ein paar unserer ursprünglichen acht Gefährten fanden, dass dies nicht ihr Weg war, und nahmen Abschied.

In unserem zweiten Jahr wurden wir ausgesandt zu einem anderen „Experiment“, immer zu zweit, in ein großes Krankenhaus in der Stadtmitte, um als Krankenpfleger und Helfer für die Patienten zu arbeiten, teilhabend an ihren Schmerzen und Behinderungen, ihren Schwächen und Leiden, in Zusammenarbeit mit den Krankenschwestern -pflegern, deren Arbeit nie an ein Ende kommt. Ich war glücklich dabei. Ihr Reden und Berliner Dialekt machten mir Spaß. Da gab es über Manches zu lachen und sie erzählten aus ihrem Leben mit viel Humor, auch Ironie. Es war auch ein Privileg, an den Sorgen der Patienten und ihrer Traurigkeit teilnehmen zu dürfen oder sie aufzumuntern, wenn sie deprimiert und verstummt waren. Für einige der Kranken war es das Ende einer langen Lebensreise. Es war eine unserer Pflichten als Krankenhelfer, die Toten in die Leichenhalle zu bringen und

auf diese Weise von ihnen Abschied zu nehmen. Nach nur ein paar Monaten im Noviziatshaus kam es zu einer politischen Sensation. Die Machthaber „drüben“ entschieden, Ost und West durch den Bau der „Mauer“ hermetisch voneinander abzuschließen. West-Berliner durften nicht mehr Verwandte und Freunde im Osten besuchen. Über Nacht waren wir plötzlich voneinander abgeschnitten. Da ich aber einen westdeutschen Ausweis hatte, durfte ich noch nach „drüben“. Wir nutzten die Gelegenheit, Bücher, Zeitschriften und Medikamente für die Mitbrüder nach Ost-Berlin und in die DDR zu schmuggeln. Die ostdeutschen Grenzwächter waren grimmige Leute, unfreundlich und grob. Sie erlaubten uns die Einreise, weil sie unsere westdeutsche Währung haben wollten. Manchmal beschlagnahmten sie auch, was wir mitgebracht hatten. Die Berliner Mauer demarkierte den „Eisernen Vorhang“ als Trennungslinie zwischen den Supermächten von Ost und West und Konfrontation des „Kalten Krieges“ zwischen den Westmächten und der Sowjetunion und ihren Satelliten. Viele Grenzgänger wurden beim Versuch, über die Mauer in den Westen zu gelangen, erschossen.

Unser Haus war nur ein paar hundert Meter von den Stacheldraht-Zäunen entfernt, die uns von Ostdeutschland, der DDR, trennten. Beim Rudern auf dem See mussten wir aufpassen, nicht in den Osten abzutreiben, wo schussbereite Grenzsoldaten „Grenzgängern“ auflauerten. Dies war die traurige Wirklichkeit der geteilten Stadt.

In späteren Jahren lernte ich noch andere „Mauern“ zwischen feindlichen Staaten kennen, z.B. in Belfast in Nordirland, Jerusalem und Palästina und die Grenze zwischen dem unabhängigen, freien Afrika des Nordens und dem kolonialen Afrika des Südens, den großen Sambesi-Fluss zwischen Sambia und Rhodesien. Solche Grenzwälle sind meist von Militär bewacht und werden Zonen bewaffneter Konflikte.

Nach sechs Wochen Krankendienst im Getrauden-Krankenhaus bei fröhlichen Ordensfrauen mussten wir „Auf Wiedersehen“ sagen und uns in unser „Kloster“ zurückziehen, zu der täglichen Routine von Gebetszeiten, Liturgie, Vorlesungen, Studium, Küchendienst und Gartenarbeit. Mir fiel es schwer, mich wieder an die „alte Ordnung“ zu gewöhnen. Ich war froh gewesen über die Arbeit mit den Schwestern und den täglichen Kontakt mit den Patienten. Dabei war ich mir immer der heilenden Gegenwart des Herrn bewusst gewesen, seinem Mitleiden mit den Kranken und seiner Barmherzigkeit.

Nach ein paar Tagen fand ich mich wieder in der Krankenabteilung des Hauses als Patient in den Händen des Krankenbruders und des Hausarztes. Es war wohl eine Nervenkrise. Ich brauchte jetzt selber den heilenden Christus. War dies das Ende? Das Ende meiner Zeit im Noviziat, ja meines Ordensberufes? Die folgende Zeit war schwer, aber ich harrte aus.

Trotz allem legten wir zu Ostern 1963 unsere ersten, aber schon endgültigen Gelübde ab (Keuschheit, Gehorsam und Armut). Ich war nach dieser Bewährungszeit dabei. Wir waren jetzt Studenten und begannen bald unsere Studien zur intellektuellen Vorbereitung auf künftige Arbeit. Wir zogen um nach Pullach bei München in das Berchmanskolleg. Wir kamen aus einer kleinen Kommunität und waren jetzt in einer sehr großen mit 120 jungen Jesuiten aus verschiedenen Ländern und studierten Philosophie unter Anleitung von Jesuitenprofessoren. Dies war die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzil (eröffnet im Oktober 1962), als sich Bischöfe der ganzen Welt im Petersdom versammelten. Normalerweise hatten wir als Novizen keinen Zugang zum Fernsehen. Aber dieses große Ereignis konnten wir doch auf einem alten Schwarz-Weiß-Fernseher miterleben. Wir wussten noch nicht, dass dies der Beginn endloser kirchlicher Reformen sein würde, auch von Konflikten und Spannungen, von Änderungen



Wohin geht die Reise? Oskar Wermter (2.v.re.) mit jungen Mitbrüdern.

und Krisen, welche viele Ordenschristen, Männer und Frauen, nicht überleben würden. Und für manche von uns würde es auch das Ende ihres Lebens in der Gesellschaft Jesu bedeuten. Zunächst einmal waren die Änderungen mehr äußerlich. Die Heilige Messe würde bald nicht mehr auf Latein zelebriert werden, sondern in unseren Muttersprachen, z.B. Deutsch, Englisch, Shona, Ndebele, Sprachen Europas und Afrikas. Der Priester begann die Messe zur Gemeinde hingewendet zu zelebrieren. Klerikalismus wurde als ein Hindernis für die Kirche erkannt; z.B. gaben wir allmählich die langen schwarzen Soutanen auf, die uns so sehr von den Laien, wie zum Beispiel gleichaltrigen Stu-

dentem in Jugendverbänden, unterschieden. Kirchliche Leitungsgewalt wurde in Frage gestellt. War der Papst ein allmächtiger Herrscher mit totaler Vollmacht über die Bischöfe an der Peripherie der Kirche oder konnte man hoffen, dass Synoden und Bischofskonferenzen ihre eigene Autorität haben würden? Würde der Papst, Bischof von Rom, die Bischöfe der Weltkirche als seine Brüder ansehen? Und würden die Bischöfe Hirten und Aufseher ihrer Herden aufgrund eigener Autorität werden? Selbst heute, 55 Jahre später, ist dieses Problem noch nicht ganz gelöst. Unsere Studien der Philosophie führten uns in die Weisheit vergangener Zeiten und fremder Kulturen ein, luden aber auch ein zum Dialog mit moderner Philosophie. Die Fragen waren nahezu so alt wie die Geschichte der Menschheit. Wo kommen wir her? Was ist unser Ursprung als Mensch? Wohin geht die Reise? Wozu sind wir geschaffen worden? Was ist der Zweck des Lebens? Warum ist Leben so kostbar? Kann man daher die Todesstrafe noch billigen? (Unsere Lehrer sagten noch: Ja, das kann man rechtfertigen.

Heute sagt die Kirche: Nein, wir haben kein Recht, einem Menschen das Leben zu nehmen. Auch der Staat sollte es nicht haben. Zuviel ist von Staaten gemordet worden. Gott allein hat die Macht über Leben und Tod.) Was ist unser Verhältnis zu Schöpfung und Natur? Was sind die Grundelemente menschlichen Seins und unserer Existenz? Was ist Menschenwürde? Was können wir als unsere Menschenrechte beanspruchen? Was ist der Staat und wozu dient er? Was können wir einfach aus unserer menschlichen Natur her wissen? Wie können wir zur Kenntnis Gottes, unseres Schöpfers, gelangen? Wie können wir unseren „allmächtigen“ Gott mit menschlicher Freiheit vereinbaren?

Der jüdische Philosoph Martin Buber, den ich mir selber als Wegweiser ausgesucht hatte, lehrte mich über „Ich und Du“, also die Beziehung und Kommunikation zwischen Menschen. Meine Begegnung mit dem „Du“ einer anderen Person ist einzigartig. Es

geschieht zwischen uns. Ich kann es nicht ergreifen oder an mich durch Zwang reißen. Diese Begegnung geschieht mir, sie ist mir als Gabe oder Gnade in Freiheit gegeben. Deswegen müssen wir Partnern auch in der Ehe, Brüdern, Schwestern, Freunden mit großer Achtung begegnen; wir dürfen sie nicht als Gegenstände gebrauchen oder als nützliche Dinge für den Gewinn oder Profit. Wir wohnten in einem großen Kolleg ganz und gar für unsere Studien. Ich hatte mich dem Studium nie mit solcher Kraft hingegen. Die Schule hatte mich nie so ausschließlich beansprucht. Da war immer auch noch ein anderes Leben gewesen. Hier waren wir von einer großen Gemeinschaft von „Gefährten Jesu“ umgeben. Dabei spielte Gebet und Betrachtung eine große Rolle. Wir waren auf der Suche nach der Gegenwart des Herrn. Schließlich waren wir die „Gesellschaft Jesu“. Doch Jesus konnte sich auch verbergen und seine Gegenwart verheimlichen. Dann war Gott zugegen nur als abstrakter Begriff, ein „Papier-Gott“, den man nur in Büchern findet, nicht eine lebendige Wirklichkeit. Wir hatten wenige Beziehungen zu-r weiten Welt, nicht einmal zur Weite der Kirche. Aber das war ja doch, so war ich überzeugt, wo Jesus, der menschengewordene Gott, sich finden ließ.

Während dieser Jahre in München waren die Sitzungen des Zweiten Vatikanischen Konzils in Rom. Die Kontroversen, Debatten, Spannungen, Konflikte, wie sie in der weltweiten Kirche zu finden waren, spiegelten sich auch in unserer Kommunität von jungen Jesuiten-Studenten der Philosophie wieder. Wir waren Teil dieser Kirche und ihrer geistlichen und intellektuellen Auseinandersetzungen. Wir sehnten uns nach größerer Freiheit und mehr Offenheit zur übrigen Welt. Wir hofften auf eine neue Kirche und auf Befreiung von unserer beschränkten Lebensweise, die uns frustrierte. Aber es gab doch auch einen weiteren Horizont: die Zukunft. Als ich in die Gesellschaft Jesu eintrat, hatte ich noch keine Vorstellung, was ich eines Tages tun würde. Ich wollte einfach Jesuit werden, das genügte mir zunächst.

Afrika

Da waren Mitbrüder, die hofften, nach Japan, Indien, Indonesien oder Lateinamerika gehen zu können. Ich hatte gelegentlich Missionare aus Afrika getroffen, die auf Heimaturlaub waren. Sie sprachen viel über ihre Bauprojekte, Missionen, Kirchen, Schulen, und Krankenhäuser. Da ich kein sehr praktischer Mann war, hatte ich wenig Neigung in den afrikanischen Busch zu gehen, Bäume zu fällen und Ziegelsteine zu formen und zu brennen. Und noch einmal kam es wie ein Blitz aus dem blauen Himmel. „Geh nach Afrika,“ wurde mir bedeutet. Eine weitere Berufung, ein neuer Ruf, wie der erste, „Geh zu den Jesuiten“. Mitbrüder meiner Ordensprovinz (damals die ostdeutsche) waren in Rhodesien, dem heutigen Simbabwe im südlichen Afrika am Werk.

Aber ich konnte nicht glauben, dass Missionar in einem fremden Land mein Beruf sein könne. Als Kind hatte ich in einer Missionszeitschrift für die Kleinen sehr Interessantes über die Abenteuer von zwei kleinen schwarzen Jungen in Namibia gelesen, aber nach Afrika „auszuwandern“ war mir nie in den Sinn gekommen. Missionare wurden in diesen „Comic Books“ als komische Figuren dargestellt, mit langen Bärten und einem Beil unter dem Arm. War das meine Zukunft? Es schien mir tatsächlich so zu sein. Ich sprach mit meinem Provinzialoberen über die Sache und er war auch skeptisch. „Nimm diese Frage in Dein Gebet“, sagte er. „Nächstes Jahr, wenn ich wieder auf Visite komme, reden wir weiter.“ Es klang, als wollte er sagen: „Bis dahin hast Du diese seltsame Idee wieder vergessen.“ Mit anderen Worten: er forderte mich auf, in den Prozess der Geisterunterscheidung einzutreten, um es in den Worten der „Geistlichen Übungen“ des Hl. Ignatius auszudrücken. Während der ganzen Ferien in den österreichischen Alpen bat ich um Licht und Wegweisung. Es schien, dass der „Gott der Überraschungen“ wieder am Werk war. Er ließ nicht zu, dass ich meinen unerwarteten Traum ver-

gessen würde. Ich verstand das als einen Ruf, dass ich mich der jungen Kirche in Afrika zur Verfügung stellen sollte. Meine Mitstudenten hielten das für eine ziemlich romantische Idee. Oder war das ein Anzeichen, dass ich der recht spannungsreichen Situation jener Tage entfliehen wollte? Die Studien verlangten meine volle Aufmerksamkeit. Doch wann immer ich Zeit und Ruhe für stilles Gebet hatte, kam mir das afrikanische „Angebot“ wieder ins Bewusstsein. War es ein wahres Licht? War es der Wille des Herrn? Als der Ordensobere das nächste Mal kam, sagte ich ihm: „Ich habe Afrika in mein Gebet genommen. Es will mir scheinen – ich kann nichts anderes sagen, dass ich mich für die Kirche in Afrika bereithalten sollte.“ Er war immer noch erstaunt, denke ich, aber seine Antwort war sehr einfach. „Wenn das so nach Deinem Beten und Suchen des Willens des Herrn ist, dann gehst Du nach Afrika.“ Zu der Zeit wusste ich nur sehr wenig über Afrika und die Kirche dort, noch weniger über Rhodesien, ein mir unbekanntes Land.

Die prompte Antwort des Oberen (er kannte mich gut, war er doch mein Novizenmeister gewesen) hatte ich so nicht erwartet. Ein Jesuit im Leitungsamt gibt nicht nur Befehle. Er erhält auch selber Weisungen, nicht nur von seinem Generaloberen und dem Papst, sondern vom Herrn selbst im Lichte des Heiligen Geistes, d.h. durch die Kraft der „Unterscheidung der Geister“. Wenn ein Jesuit dem Herrn eine Sache zur „Wahl“ vorlegt, dann kann er innere Klarheit und Wahrheit erwarten. Der Provinzobere muss auch selber die Anfrage dem Herrn im Gebet vorgelegt haben und zu dem Ergebnis gekommen sein, mich auszusenden, weil es der Wille des Herrn unserer Gesellschaft, der Gesellschaft Jesu, war. Mittlerweile begann sich in unserer Ordensgemeinschaft durchzusetzen, was das Konzil für die ganze Kirche wollte. Ein neuer Hausoberer begann uns von alten Zwängen und Beschränkungen zu befreien. In meinem dritten und letzten Jahr in München öffneten sich die Türen zu mehr und mehr Kontak-



Als Gefährte Jesu „zu allen Völkern ausgesandt“.

ten mit Kirche und Welt „da draußen“. Ich verbrachte viele Sonntage als Hilfspfleger bei Schwestern in einem Krankenhaus. Das war eine sehr erfreuliche Wendung. Komischerweise lernte ich so, Skifahrern mit Beinbrüchen Erste Hilfe zu leisten, ein halbes Jahr, ehe ich mich ins tropische Afrika aufmachte.

Heute will die Gesellschaft Jesu mit den Armen auf dem Weg sein. Schon in der damaligen Zeit war ich gerne „auf dem Weg mit gewöhnlichen und nicht so privilegierten Zeitgenossen“ trotz meiner recht verschiedenen Herkunft. Die Berührung mit einem ganz anderen Milieu, mit Armen und Kranken, bestärkte mich darin. Jedes Jahr gingen die Studenten unseres Kollegs auf die Straßen von München, um bei den Straßensammlungen der Caritas für ihren Dienst bei den Armen zu helfen. Zu der Zeit trugen wir noch schwarze Ordenskleidung mit Kleriker-Kragen,

was die Bürger von München, besonders solche in Biergärten, recht spaßig fanden. Wir wurden gut empfangen und hatten auch unseren Spaß an dem Kontakt mit den Bayern, einem „Volksstamm“ im Süden Deutschlands, obschon ich ein „Preuße“ aus dem Nordosten war; das war meine erste Einführung in den Umgang mit „Stammesunterschieden“, noch vor meiner Ankunft in Afrika.

Nach dem Schlussexamen fuhr ich nach London, um mein Schul-Englisch aufzupolieren. Ich fuhr noch einmal nach Köln, um meiner Mutter und den Geschwistern „Auf Wiedersehen“ zu sagen. Sie waren erstaunt über meine afrikanische Zukunft. Ich sagte ihnen, dass ich selber sehr überrascht sei. Aber wenn Du A sagst, musst du auch B sagen. Wenn du zustimmst, ein Gefährte Jesu zu werden, musst du auch mit ihm gehen, wohin auch immer die Reise geht. Da gibt es kein Anhalten auf halbem Wege. Falls ich Ihm meine Bequemlichkeit und ein leichtes Leben vorgezogen hätte, wäre Er mir auch verloren gegangen. Ich hatte als Novize gelernt, dass unsere Ordensverfassung sagte: „Nostra vocationis est, multa loca peragrare – Es ist unser Beruf, vielerlei Orte zu bereisen.“ Ich hatte Ja gesagt zu dem ersten Ruf, so konnte ich nicht Nein sagen zu diesem zweiten Ruf, nur weil ich wenig darauf vorbereitet war. Jesu Jünger waren „zu allen Völkern ausgesandt“ worden (Mt. 28, 20).

Ich fand das südliche Afrika mit seiner „Apartheid“-Kultur nicht sehr attraktiv. Ich fürchtete die „Rassendiskriminierung“ in Rhodesien und die Konflikte, die damit gegeben waren. Aber dies war einfach die wirkliche, ziemlich dunkle Welt, die Christus mehr brauchte als irgendetwas anderes. Es war ein Risiko, das wert war, sich darauf einzulassen. Von „progressiven“ Katholiken konnte man hören, dass Mission eigentlich obsolet sei, nicht mehr aktuell. Wie der „Alte Fritz“, König Friedrich II. von Preußen, zu sagen pflegte: „Soll doch jeder nach seiner eigenen Façon

selig werden.“ Und er meinte damit nicht nur die bürgerliche Religionsfreiheit, sondern dass Religion im Allgemeinen belanglos sei. Sollen die Leute doch glauben, was ihnen gefällt, und beten, wie es ihnen passt. Warum wollen Missionare sie etwas angeblich Besseres lehren? Dem wäre zu entgegnen, dass eigentlich jeder Gläubige, für den Christus „der Weg, die Wahrheit und das Leben ist“ (Joh. 14, 6), den Willen haben sollte, diesen „Schatz“ anderen mitzuteilen, in der eigenen Familie oder in der Ferne, jenseits des Äquators. Jedes Geschenk der Gnade hat den Zweck, weiter mitgeteilt zu werden. Dazu kommt noch, dass unsere Welt gemeinsame Werte der Solidarität, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Mitleids braucht, um sich global zu verständigen und weltweit Frieden zu bringen. Als „Kriegskind“ kann ich Krieg, Blutvergießen und die ständig steigende Produktion von immer gefährlicheren Waffen (nukleare Waffensysteme, ferngesteuerte Flugkörper) einfach nicht mehr hinnehmen. Die Kolonialmächte haben die „Neue Welt“ mit Waffengewalt erobert. Und die kolonisierten Völker haben sich mit derselben Waffengewalt zu befreien versucht. Das Militär der Herrenvölker und die rücksichtslose Macht, die sich daraus ergibt, sind ein schlimmes Erbe, mit dem selbst unabhängige Staaten noch zu ringen haben.

Jesus war gewaltlos. Er lehrte Feindesliebe (Mt 5,44). Die Bergpredigt empfahl die Friedensstifter (Mt 5,9). „Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen“ (Mt 26,52), sagte Jesus bei seiner Gefangennahme. Mission zerstört nicht die Tradition und das Kulturerbe. Aber sie erweitert den Horizont. Sie schafft neue geistliche und geistige Dimensionen. Sie geht zusammen mit einem Dialog, der Gemeinsamkeiten herausstellt. Hans Küng hat sich um ein „Weltethos“ bemüht. Das braucht man aber nicht mehr zu schaffen. Das gibt es im Ansatz schon, z.B. in der „Goldenen Regel“: „Was Du nicht willst, dass man Dir tut, das füg’ auch keinem andren zu!“ Oder: „Behandle Deine Mitmenschen so, wie Du selber von ihnen behandelt werden



Nicht das Land erobern, sondern die Herzen der Menschen für Christus.

möchtest". „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen!“, lehrte Jesus (Mt. 7,12). Es gibt diese Goldene Regel auch in anderen Religionen und bei anderen Weisheitslehrern. Die Notwendigkeit von Solidarität und der absolute Unsinn des Krieges werden von der globalen COVID-19 Epidemie demonstriert, die ja die Kriege etwa im Nahen und Mittleren Osten nicht zum Stillstand gebracht hat.

Ich nahm kein Beil mit auf die Reise. Ich wollte ja nichts umhauen. P.A.E. Orobator SJ, ein Jesuit aus Nigeria, der jetzt die Leitung der Jesuiten in ganz Afrika hat, beschreibt, wie er das Evangelium Jesu auch in der Kraft des Geistes seiner Vorfahren empfangen hat. Religionen sind miteinander verbunden. Darauf beruht die Möglichkeit des Dialogs. Darüber hatte ich bereits 1969 In Frankfurt/St. Georgen ein Essay geschrieben.

Im August 1966 sagten mir meine Mutter und meine Schwester Maria (Nr. 4 in der Familie, und mir, der Nr. 5, sehr nahe) „Auf Wiedersehen“ auf dem Bahnhof in München. Durch die Schweizer Berge gelangten wir, drei Jesuiten, nach Oberitalien und Venedig, wo unser Schiff, die Lloyd Triestino Africa auf uns und unser Gepäck wartete. Abschied von Europa! Ägypten war dann unsere erste „Haltestelle“. Wir sahen Kairo, den Nil, wo das Baby Moses von der Pharaonentochter gefunden und adoptiert wurde, die Pyramiden, Kamele und viel Armut. Dann kam das Rote Meer, wo wir an die Hebräer dachten und viele andere Völker, die es überquert hatten. In Aden, Südarabien, konnten wir nicht lange bleiben. Die britische Armee kämpfte hier für einen friedlichen Abschied von diesem kolonialen Außenposten.

Was hat die Menschen der britischen Inseln im Nordatlantik dazu bewogen, soviel von der südlichen Halbkugel für sich zu erobern? Was für ein Geist hat sie besessen? Mein Herkunftsland hatte keine bedeutende koloniale Geschichte, und ich wurde meist sehr ungehalten, wenn Leute Kolonialisten und Missionare miteinander verwechselten. Ich habe mich gewöhnlich auch nicht als Missionar vorgestellt, um Missverständnisse zu vermeiden. Ich war ja auch kein missionarischer Pionier mehr, wie meine Mitbrüder und -schwestern von vor hundert Jahren. Ich pflegte zu sagen, dass ich gekommen war, für und mit der jungen Kirche in Afrika zu arbeiten.

Als wir die unsichtbare Trennungslinie zwischen nördlicher und südlicher Hemisphäre, den Äquator, überquerten, gab es ein Fest für Mannschaft und Passagiere. Wer im Badeanzug zum Schwimmbecken kam, wie mein Mitbruder P. Karl Steffens SJ, wurde mit Tomaten-Ketchup rot angemalt. Wir sahen die Delphine und „fliegenden Fische“ beim Spiel im Indischen Ozean, doch keine greifbare „Linie“. Wir feierten unseren Planeten in seiner Einheit. Vor 500 Jahren überquerten die ersten Segelschiffe

die „Linie“ vom Süden nach Norden, weil es den Suez-Kanal noch nicht gab. Der Heilige Franz Xaver, ein Freund und Gefährte des Hl. Ignatius, segelte so nach Indien, am Kap der Guten Hoffnung vorbei zur Insel Mozambique, um auf den richtigen Wind für die Fahrt nach Indien zu warten.

Die meisten Segler damals kamen als Eroberer, besessen von der Sucht nach Macht und Reichtum. Doch weder Franz Xaver noch wir hatten solche Absichten. Es sei denn, dass wir daran dachten, die Herzen der Menschen des Südens für Christus, den gewaltlosen und liebenden Herrn, zu gewinnen. Wir waren nie sehr weit von der Küste entfernt. Wir sahen Mogadischu, Mombasa (Kenia), Dar Es Salaam (Tansania), um schlussendlich in Beira (Mosambik) das Schiff zu verlassen. Das Museum im „Fort Jesus“, Mombasa, zeigte uns, dass Afrika nicht erst von den Kolonialmächten im 19. Jahrhundert „entdeckt“ worden war. Die Chinesen, Inder, Araber waren dort schon in mittelalterlichen Zeiten gelandet, und die Portugiesen im 15. Jahrhundert. Bezaubernde Porzellan-Vasen, Teller und Tassen zeigten uns die Schönheit dieser alten Kulturen.

Nach unserer Ankunft mit dem Zug in Salisbury (heute Harare) wurde ich zunächst dem St George's College zugewiesen, das englischen Schulen verblüffend ähnlich sah. Plötzlich war ich wieder in Großbritannien. Mehr noch als in einem afrikanischen Dorf erhielt ich einen „Kulturschock“. Englischer Sport wie Cricket und Rugby schien wichtiger zu sein als akademische Studien, die Kapelle und die Feier der Liturgie.

Die berühmte alte Schule hatte gerade eben ihr europäisches Monopol aufgegeben und die ersten Schwarzafrikaner als Schüler zugelassen, ein hart umkämpfter Kompromiss mit der rassistischen Regierung der Zeit. Diese ersten „schwarzen“ Schüler hatten soeben die Schuluniformen ihrer „weißen“ Mitschüler (nach

englischer Sitte) angezogen und waren kleine Engländer geworden. Das war der Preis, den sie für ihre privilegierte Stellung zahlen mussten; es war noch kein Recht. Ich war amüsiert, wenn mich die Schüler mit „Sir“ anredeten. Das war Teil meiner „Englischen Inkulturation“, während ich mich bemühte, ein besseres Englisch zu sprechen, die koloniale Sprache, die in einem Land mit mehreren einheimischen Sprachen weiterhin Kommunikationsmittel blieb.

Ich war dankbar für die Gastfreundschaft und die Hilfe der englischen Kommunität beim Erlernen ihrer Sprache. Aber dieses sehr englische Milieu war nicht eigentlich, was ich in Afrika suchte. Ich war neugieriger auf die ursprünglichen Bewohner und Eigentümer des Landes. Was natürlich zu der Zeit die entscheidende Frage war: Wem gehört eigentlich dieses wunderbare Land? Bislang war ich noch nicht im eigentlichen Afrika angekommen.

Eines Abends ging ich außerhalb des Kollegs spazieren. Auf der Straße traf ich einen jungen Afrikaner meines Alters, ich war damals 24 Jahre alt. Ich grüßte ihn und er hielt an. Er hatte nicht erwartet, dass ein Europäer – ein „weißer Mann“ – ihn ansprechen würde. Ich fragte ihn, ob er im Kolleg arbeite. Nein, sagte er, er sei auf dem Weg, um Arbeit zu suchen; er komme aus einem überbevölkerten Vorort im Süden der Stadt und Arbeit könne man nur im Zentrum der Stadt finden oder im Norden. Ich war erfreut über diesen höflichen und freundlichen Mann, der sich auf keine Weise 'Weißen' gegenüber als untertänig gab, in einem Land, das europäische Einwanderer als „Land des weißen Mannes“ betrachteten. Er fragte mich, womit ich beschäftigt war, und ich sagte ihm, wozu ich hierher gekommen war. Er wünschte mir alles Gute und wir verabschiedeten uns von einander mit einem Handschlag. Ich dachte, dass dies ein guter Empfang war in meinem neuen Land und ich ging erfreut und lächelnd weiter.

Sprache lernen – Achtung vor dem „Gastgeber“

Erst im Dezember 1966, so schien es mir, war ich wirklich in Afrika angekommen, als ich nach Marymount Mission im äußersten Nord-Osten des Landes, nahe der Grenze zu Mosambik, umzog. Es war zur heißesten Zeit auf der südlichen Halbkugel mit 40 Grad Celsius, auf einer Höhe von 600 Metern. Viele Kinder aus den umliegenden Dörfern fingen zu Jahresbeginn mit der Schule auf dieser abgelegenen Mission in einer bergigen Gegend im „Busch“ an, wo Wasser knapp ist. Es gibt einen Fluss in der Umgebung, doch trägt er selten fließendes Wasser. Im Fluss gibt es auch eine breite Stelle, wie einen Teich, umgeben von Felsen, aber Schwimmen, obschon es verlockend scheint, ist wegen der



Sprache lernen: nicht nur praktische Notwendigkeit, sondern Zeichen der Achtung.

Krokodile riskant, die hier unter dem Wasser auf Beute lauern. Ein englischer Mitbruder hatte auf dieser klassischen Missionsstation mit Kirche, Schule und Krankenhaus viele wunderbare Obstbäume gepflanzt. Jeder Priester oder Bruder hatte hier eine traditionelle runde Hütte mit Strohdach. Solch ein Häuschen im afrikanischen Stil wurde mein Wohn- und Schlafraum, sowie meine Studierstube. Hier begann ich mein Sprachstudium.

Englisch ist nicht so schwer. Als Deutscher verstehst Du sehr bald, was gesagt wird. Du lernst, indem Du Worte, Sprichworte, Redewendungen und Ausdrücke vom Hören aufgreifst. Du kannst Dich sehr bald verständlich machen und am Gespräch teilnehmen. Doch Shona, das zu der Bantu-Sprachfamilie gehört und im größten Teil von Simbabwe gesprochen wird, ist eine ganz andere Sache. Da gibt es keine Ähnlichkeit zwischen Shona (oder Ndebele, der zweiten Landessprache, die im Südwesten gesprochen wird) und irgendeiner europäischen Sprache. Es gibt keine grammatischen „Geschlechter“ in diesem Bantu-Sprachbereich (er, sie, es). Stattdessen gibt es ca. 20 „Wortklassen“; die Grammatik ist völlig anders. Jesuiten, die sich hier lange vor mir abplagten, haben diese neue Sprachwelt erforscht. Alle Hilfsmittel auf meinem Schreibtisch (Grammatik, Lexika) sind einmal von Mitbrüdern erarbeitet worden. Die Shona-Worte führen Dich in eine neue und ganz andere Kultur ein. Wenn Du ein Wort im Shona-Wörterbuch von P. Michael Hannan SJ nachschaust, das er in Zusammenarbeit mit einer Gruppe einheimischer Lehrer erstellte, magst Du als Anfänger manchmal nicht sehr weit kommen, weil Du auch das englische Wort in der Übersetzung aus dem Shona noch nicht kennst.

Und dann gibt es da noch die Aussprache. Sprachen lernen hängt ganz davon ab, ob Du gut zuhörst oder nicht. Und Du brauchst geduldige Lehrer, die Dir helfen, Deine Zunge um die fremden Laute zu „wickeln“. Meine Lehrer waren ein einheimi-

scher Bruder und zwei einheimische Ordensfrauen, Sr. Theresiana Muteme, die immer lachte und voller Späße war, und Sr. Pretiosa Nyasha Mukarakate, die eher still lächelte, beide Lehrerinnen an der Missionsschule, beide noch jung, für die es eine Freude war, den „Gast“ aus dem fernen Europa in ihre Muttersprache und Kultur einzuführen.

Die Sprache unserer einheimischen „Gastgeber“ zu lernen war nicht nur eine praktische Notwendigkeit, sondern auch ein Zeichen unserer Achtung für dieses Land, seine Bewohner und ihre Kultur. Bald war ich in der Lage, meine Zunge um diese fremden Laute zu „wickeln“ und mich verständlich zu machen, obschon nicht ohne Irrtümer und Fehler. Das fanden die Leute sehr erheitend und es brachte sie zum Lachen. Doch zu verstehen, was die Leute sagen und die Kinder singen – das ist eine ganz andere Sache. Wirklich zu begreifen, was die Leute in ihrer Sprache sagen wollen, dazu braucht man eine lange Zeit. Wenn sie doch nur jedes Wort langsam und klar aussprechen würden! Doch wenn sie Dich in ihrer Sprache sprechen hören, wenn auch langsam, wie ein Kind, das stolpert, hinfällt und wieder aufsteht, nehmen sie an, dass Du sie auch verstehst.

Gerade um diese Zeit machte sich das Konzil bemerkbar. Von Anfang an hatten die Leute beim Gottesdienst in Shona gesungen. Jetzt kamen noch Shona Musikinstrumente dazu. Die ganze Mess-Liturgie wurde ins Shona übersetzt. Die Schriftlesungen und Evangelien wurden auch gleich in Shona vorgetragen und nicht mehr in Latein, einer ehrwürdigen Sprache, aber auch einem Hindernis für die angestrebte Vertrautheit mit Liturgie und Heiliger Schrift. Das Bemühen um eine angemessene liturgische Sprache ist auch heute noch für die relative junge Kirche von Bedeutung. Die Wortverkündigung in der einheimischen Sprache ist natürlich für den „Gast“ aus Europa eine besondere Herausforderung.

Akademische Einführung in Gesellschaft, Kultur und Sprache

Nach dieser ersten Einführung in die ursprüngliche ländliche Kultur ging ich zurück in die Großstadt Harare an die Universität, in die Abteilung für Afrikanische Sprachen. Auf dem „Campus“ mischten sich Schwarz und Weiß, Inder und „Coloured“ (Menschen diverser Herkunft) ziemlich leicht, allerdings mit gelegentlichen Spannungen und Missverständnissen. Aber der Wille, miteinander in diesem multikulturellen Milieu gut auszukommen, war durchaus vorhanden. Insofern war die Uni wie eine Insel, stark unterschieden von der übrigen Gesellschaft. Aber die soziale und politische Wirklichkeit war viel ernster, als man das auf den ersten Blick sehen konnte. Die Uni-Studenten aller Art schienen jung, gutgelaunt und unbeschwert zu sein.

Aber Schwarz und Weiß, trotz langer Jahre von Verhandlungen, waren jetzt in einem Zustand unversöhnlicher Feindschaft mit bitteren rassistischen und sozialen Gegensätzen. Die radikalen politischen Anführer der „schwarzen“ Mehrheit hatten es aufgegeben, mit ihren kolonialen Herren am Runden Tisch das Gespräch fortzusetzen. Sie waren zu dem Schluss gekommen, dass weiteres Reden nicht zu politischer Gleichheit und Gleichberechtigung zwischen den ethnischen Blöcken und zu Freiheit für alle führen würde. Unglücklicherweise hatten sie sich für Waffengewalt entschieden, und die ersten künftigen Freiheitskämpfer waren bereits zur Ausbildung für den Guerilla-Krieg in benachbarten unabhängigen Ländern im Norden angekommen. Diese verzweifelte Entscheidung war verständlich, und doch würde sich herausstellen, dass Gewalt und Zwang nie Gerechtigkeit und Freiheit bringen werden. Die „weiße“ Minderheit an der Macht war nicht zum geringsten Zugeständnis bereit. Die „schwarze“ Mehrheit konnte nicht länger den kolonialen „Raub“ ihres Erb-gutes hinnehmen. Ein Kurzstudium in sozialen Wissenschaften



Erster Schritt der "Inkulturation": die Sensibilität für Unterschiede.

(„Social Anthropology“ – mit Ethnologie vergleichbar) gab mir Einblick in diese traditionelle Gesellschaft, ihre Gewohnheiten und Gebräuche, besonders im Bereich Ehe und Familie. Ich erinnerte mich an die Erzählungen unserer Mutter: Zu ihrer Zeit war Eheschließung und Familiengründung noch sehr verschieden von dem, was heute gilt. Ihr Vater hatte dem neuen Schwiegersohn eine Mitgift zu überreichen, wenn er seine Tochter heiraten wollte. In Indien ist dies bis heute noch so. Aber unter Bantu-Afrikanern ist es genau umgekehrt. Der Bräutigam und seine Familie müssen für die neue Schwiegertochter einen „Brautpreis“ bezahlen, in Form von Vieh oder von Bargeld. Unser Großvater, der fünf Töchter hatte, wäre in diesem System ein reicher Mann geworden. Aber in Simbabwe hätte er von vorne herein sehr wohlhabend sein müssen, um alle seine Töchter verheiraten zu können. Als ich davon meinen simbabwischen Mitstudenten erzählte, waren sie sehr erheitert und hörten nicht auf zu lachen.

Für solche kulturellen Unterschiede empfindsam zu werden, ist ein entscheidender Schritt für die „Inkulturation“ in einem neuen Land. Viel von Deiner mitgebrachten Kultur musst Du zurücklassen, wenn Du in einer Dir ungewohnten kulturellen Tradition Wurzeln schlagen willst. Freilich, wenn Du weit genug in Deine eigene Geschichte zurückblicken könntest, würdest Du entdecken, dass Deine eigenen Vorfahren nicht so verschieden von den Leuten waren, unter denen Du heute lebst.

„Zimbabwe“, der neue und alte Name der früheren Kolonie „Rhodesien“, bedeutet eigentlich „Haus aus Steinen“ im Gegensatz zu Hütten aus Holzplanken, Stroh und Lehm. Das ist der Name eines Riesenkomplexes von Felsen und Steinwänden, die in der Mitte des Landes (nahe Masvingo) ohne Mörtel gebaut worden sind. Es gibt auch noch kleinere „Häuser aus Stein“ in vielen anderen Gegenden, z.B. im Sambesi-Tal. Ein Häuptling wohnte in einem solchen „Steinhaus“ vor Hunderten von Jah-

ren. Sie sind von runder oder elliptischer Form. Nicht weit entfernt von diesem „Haus aus Stein“ haben Portugiesen, die in dieses Land eingedrungen waren, ein anderes Gebäude aus Steinen und Felsen gebaut. Afrikaner bauen alles in runder oder elliptischer Form. Europäer bauen rechteckig oder quadratisch. Diese Portugiesen siedelten sich nahe der Residenz des Häuptlings an, um ihn zu beobachten und zu kontrollieren. Diese Ruinen sind ein Zeugnis der langen Geschichte Afrikas. Ein noch viel älteres Zeugnis der Vorgeschichte von Simbabwe sind die Felszeichnungen in vielen Höhlen im ganzen Land. „Simbabwe“ (Haus aus Stein) ist von den Vorfahren der heutigen Shona-Bevölkerung gebaut worden. Die eleganten Felszeichnungen stammen von den „Buschmännern“ (dem Volk der Khoisan) der Urbevölkerung, die noch vor den heutigen Bantu-Afrikanern hier lebte. Reste dieser Bevölkerung von Jägern und Sammlern sind heute noch im Südwesten des Landes und in Botswana anzutreffen. Besucher dieser Felshöhlen und neue Ansiedler sollten diese uralte Kunst und Kultur mit Bewunderung wahrnehmen.

Zu Gast in Chinhoyi

In meinem zweiten Jahr konnte ich praktische Erfahrung in einer Gemeinde, St Peter in Chinhoyi, gewinnen, einer damals noch recht kleinen Stadt auf dem Weg nach Kariba zum Stausee und über den Sambesi-Fluss nach Sambia. Ich lernte viel vom dortigen Pfarrer, P. Helmut Reckter SJ aus Koblenz am Rhein, später erster Bischof der neuen Diözese Chinhoyi. Wir besuchten zusammen alle Schulen und gaben Religionsunterricht. Dies war noch zu Zeiten der Rassendiskriminierung. „Wir sind alle Kinder des einen und desselben Herrn und Gottes“ sagten wir im Unterricht, und doch mussten wir die Jungen und Mädchen aufteilen in Schwarz und Weiß und Braun. Die afrikanischen Kinder



Der Apartheid zum Trotz: „Wir sind alle Kinder desselben Herrn.“

waren sehr an Disziplin gewöhnt, während die wenigen „weißen“ Kinder lieber schwätzten und herumtobten. Einer der Schulleiter, ein Mann großer Intelligenz und ein sehr kritischer Beobachter von Politik und Gesellschaft, war sehr verbittert über die „Apartheid“ in seinem Heimatland Südafrika. In der Kirche war er immer willkommen und von ihr angenommen, als Mitmensch und Person mit Menschenwürde. Er war immer ein interessanter Gesprächspartner. Da war auch eine sehr bunte Familie. Er war Engländer, seine Frau hatte eine afrikanische Mutter und einen griechischen Vater. Und sie kamen mit allen Kindern zu der Messe in Shona, das sie alle fließend sprachen.

In Rhodesien, sozial geprägt von der Rassentrennung, kann es leicht passieren, dass man sich mit nur einer Klasse oder Rasse identifiziert und dort stecken bleibt, während man die anderen

Gruppierungen kaum wahrnimmt. Unter „Weißen“ passt man sich deren Meinungen und Vorurteilen an, in einem afrikanischen Dorf oder Stadtbezirk schaust Du auf die Welt aus einer ganz anderen Perspektive, und die „Coloureds“, die manchmal zerrissen sind zwischen weißer und schwarzer Identität, sind auf andere Weise höchst empfindsam: Sie sitzen zwischen mehreren Stühlen. Da gab es die Versuchung, zu meinen, man könne „neutral“ bleiben. Es wäre besser, die „Rasse“ zu vergessen und alle hundertprozentig als Afrikaner zu betrachten, denn sie sind in Afrika geboren und haben dort immer gelebt. Viel wichtiger als oberflächliche rassische Unterschiede sind soziale Klassen und diverse Kulturen und Lebensweisen.

Am Nachmittag fuhr ich gewöhnlich auf einem kleinen Motorrad auf Besuch zu Shona-sprechenden Familien. Das gab mir Gelegenheit, mein Shona auszuprobieren und zu üben. Ich hatte die Familien für unsere Gemeinde-Kartei aufzunehmen. So lernte ich viel über die Kultur afrikanischer Großfamilien. Für die Mütter und Kinder war es eine Sensation, diesen „Gast“ von jenseits der Meere empfangen zu können und sich mit ihm zu unterhalten. Sie wollten wissen, ob meine Eltern noch lebten, und wie viele Brüder und Schwestern ich hatte. Ich hatte eine Menge Fragen zu ihrem Familienleben, Heiratssitten und zu ihrer Heimat und Herkunft. Ich fragte viel über die verschiedenen Rollen von Männern und Frauen in ihrer Kultur. In Simbabwe liegt die Führung bei den Männern (patrilineal). Bei Wanderarbeitern aus Malawi erfolgt die Erbschaft über die weibliche Linie (matrilineal). Das führte zu Fragen an mich über das Verhältnis von Männern und Frauen in meiner Heimat. Dass Frauen in vielem ihre Männer nachahmen, fanden sie witzig.

Afrikanische Familien sind sehr groß. Auch entfernte Vettern und Kusinen gehören dazu wie Brüder und Schwestern. Und die Ahnen und Vorfahren in ferner Vergangenheit. Wenn Du keine

Ahnen hast, hast Du auch keine Schutzgeister, die Dich vor Gefahren beschützen hier und heute, und Dir Kinder geben, deren Kinder Dich einst aufnehmen und versorgen werden, wenn Du alt bist. Wo es noch kaum eine Sozialversicherung gibt, ist das entscheidend. Simbabwe hat eine Todeskultur. Sterben ist keine Trennung von den Lebenden. Es ist lediglich eine Tür zu einem anderen Leben mit den Vorfahren, die schon vor uns da waren und uns den Weg bereitet haben. An Begräbnissen, auch in großer Entfernung, teilzunehmen ist eine ganz wichtige Pflicht. Kann man diese enge Zusammengehörigkeit der Generationen auch nach dem Tod mit der christlichen Vision von einem „neuen Himmel und einer neuen Erde“ vergleichen?

Die Prediger der christlichen Botschaft waren nicht die Ersten, die den Weg zu Gott eröffneten. Die Sprache macht es klar, dass die Shona- oder Ndebele-sprechenden Menschen in Simbabwe verschiedene Ausdrücke kannten, mit denen sie Gott namentlich bezeichneten: Mwari oder Musiki/Musikavanhu (Schöpfer). Gott war durchaus für sie da und ließ sich benennen. Sie meinten, dass die Ahnen Gott sehr nahe stehen und eine Brücke zu ihm bilden. Man kann auch fragen, ob es für die Menschen in Simbabwe zwei verschiedene Gottheiten gab, je nach Stammeszugehörigkeit (Shona oder Ndebele), oder ob ihr Gott der eine und einzige Gott war, der Schöpfer von Himmel und Erde.

Um die Frohe Botschaft nach Afrika zu bringen, muss man die Menschen kennen lernen, ihre Kultur und Religion. Sie sind Geistern und geistigen Wesen gegenüber sehr aufgeschlossen, nicht nur Ahnengeistern, sondern allen möglichen Geistern, die in der von Gott geschaffenen Welt leben, zu Land und auf der See, in Flüssen und Wäldern, auf Bergen und in Tälern. Sie sind überzeugt, dass das Leben von solchen Geistern und Kräften bewegt wird, und die Menschen sind daher bereit für den Heiligen Geist, den Christus versprochen hat. Sie sind Wege zu Christus.



Kinderreichtum: entscheidender Faktor in einer Welt ohne Sozialversicherung.

Wir weisen sie nicht zurück als „heidnisch“ und nutzlos auf unserer Pilgerschaft als Christen. Sie sind hilfreiche Stufen. Dies war die praktische Seite meiner ersten Einführung in das Leben in Afrika. Bücher und Vorlesungen sind hilfreich. Doch der tägliche Umgang mit Menschen ist wichtiger. Bis in den Abend hinein erstreckte sich das. Wenn es dunkel wurde (und im südlichen Afrika wird es früh dunkel), besuchte ich auf dem Motorrad die Landarbeiter und ihre Familien außerhalb der Stadt, meist Leute, die aus den Nachbarländern Malawi und Mosambik eingewandert waren.

Das Leben war noch friedlich, trotz der enormen verborgenen sozialen Spannungen. Man konnte sich noch nachts im Dunklen ohne ein Risiko bewegen, mit Dieben, Räufern oder anderen Gangstern zusammenzustoßen. Sehr bald sollte dies ganz an-

ders werden. Deutsche Medien berichteten von Kämpfen zwischen rhodesischen Truppen und Aufständischen. Im Jahre 1968 war das noch nicht akut, doch war es klar, dass bald Feindseligkeiten ausbrechen könnten. Darüber sprach man nicht, aber die Farmer hatten ihre Waffen in Bereitschaft. Sie waren entschlossen, die Oberhand zu bewahren und den Einheimischen zu zeigen, wer da der „Chef“ war. In den Jahren 1966 bis 1968 war daran noch kein Zweifel.

Im September 1968 musste ich Abschied nehmen von Chinhoyi. Eine Lehrerin unserer katholischen Grundschule kam mit ihrer Klasse zum Pfarrhaus, um mir ein Ständchen zum Abschied zu singen. Sie hieß Bridget Mugabe und war eine Schwester von Robert Mugabe, dem ersten Präsidenten von Simbabwe.

Theologie und Aufstand in Kirche und Gesellschaft

Ich setzte meine Studien in St. Georgen fort, der Theologischen Fakultät der Jesuiten in Frankfurt am Main. Mit meiner afrikanischen Erfahrung konnte ich die Redaktion unseres kleinen Informationsblattes „Sambesi“ weiter betreiben. Mein Mitbruder Konrad Landsberg SJ, auch ein „Afrikaner“ ein Jahr vor mir, war mittlerweile berühmt, weil er einen Löwen geschossen hatte, was ganz illegal war. Die Leute hatten Angst vor dem wilden Tier und baten Konrad, den gefährlichen „Gast“ in ihrem Dorf, in der Nähe der Chitsungo Mission im Sambesi-Tal, zu beseitigen. Es war nicht weit von der Stelle, wo im Jahre 1561 der erste Jesuit am Sambesi ermordet wurde. P. Gonzalo da Silveira war in Goa/Indien gewesen, in den Fußstapfen des Hl. Franz Xaver, von wo er zu dem „Reich des Munumutapa“ entsandt worden war. Es ist bis heute mein Traum, einmal zu der Insel Mozambique im Indischen Ozean pilgern zu können, weil dort Franz Xa-

ver, Mitbegründer der Gesellschaft Jesu, 1542 einige Monate verbracht hatte, um auf den richtigen Wind nach Indien zu warten. Natürlich fragte mich jeder im Haus, ob ich auch einen Löwen geschossen hätte. Das waren so die romantischen Ideen von Afrika und Mission, die die „zu Hause Gebliebenen“ hatten. Ich pflegte zu antworten, dass ich noch nicht einmal ein solches Tier gesehen hätte. Ich müsste zum Frankfurter Zoo gehen, um mir die große Katze anzuschauen. Die Mitbrüder waren enttäuscht.

Ich war zur Kirche in Europa zurückgekehrt, die sich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-65) selber neu erfinden wollte. Da gab es jetzt mehr und mehr Streit, Konflikt, Parteiungen. Die einfachen Glieder der Kirche, die wir „Laien“ nennen, waren aufgewertet worden mit mehr Verantwortlichkeit in Diözesanräten und Pfarrgemeinderäten. Da die Laien den eigentlichen Leib der Kirche als die große Mehrheit darstellen, müssen sie nun größere Achtung genießen seitens des Klerus, der nun sehr viel mehr auf die Laien hören sollte. Während junge Ordensleute, wie zum Beispiel wir junge Jesuiten, uns wie etwas ganz Besonderes vorkommen, so hat das Konzil all das geändert und versucht, den Stolz des Klerus als einer Elite auszurotten. Die Zahl der Berufe zum Priestertum und Ordensleben nahm ab, und junge Leute begannen, Seminare und Orden zu verlassen. Sogar Priester und Ordensleute in reifen Jahren desertierten. Wir waren auf dem Weg zum Priestertum, doch gab es vielerlei Unsicherheit, Zweifel und Unruhe.

Solche Umwälzungen gab es nicht nur in der Kirche, sondern in der Gesellschaft im Allgemeinen. 1968 war das Jahr der „Studentenrevolution“, und Frankfurt war eines der Zentren von Aufstand und Rebellion. Wir von St. Georgen waren nicht direkt daran beteiligt, aber doch sehr aufmerksame Beobachter. Als der Chefredakteur des Nachrichten-Magazins „Der Spiegel“ zu den Studenten der Frankfurter Universität sprach, war unsere theo-

logische Fakultät von St. Georgen sehr gut vertreten. Der sehr „linke“ prominente Gast hatte erwartet, dass die Studenten ihn als Helden der „Revolution“ empfangen und feiern würden. Doch nichts dergleichen geschah. Die „Revolutionäre“ waren fest entschlossen, Autorität jeder Art zu unterminieren. Sie gaben dem Ausdruck, indem sie den Chefredakteur, der für seine Verachtung jeder Art von Autorität bekannt war, mit faulen Eiern bewerfen. Ich kann mich noch an den Ekel und die Abscheu auf seinem Gesicht erinnern, als er die faulen Eier von seiner Krawatte abzukratzen hatte.

Die „sexuelle Revolution“ hatte eben begonnen. Willkür – sie nannten es „Freiheit“ – in sexuellen Beziehungen war allgemein. Hormonale Empfängnisverhütung („die Pille“) war nun weithin populär. Auch in der Kirche beanspruchten Ehepaare oder unverheiratete Paare, die in intimen Beziehungen lebten, diese „Freiheit“. Frauen sollten von zu vielen Schwangerschaften „befreit“ werden. Männer wollten das Recht, mit jeder Frau sexuell zu verkehren, ohne sie zu schwängern oder für „ungewollte Kinder“ die Verantwortung annehmen zu müssen.

Junge Jesuiten auf dem Weg zum Priestertum lasen mit großem Ernst Sigmund Freud. Freud und Marx waren die Propheten meiner Generation, da war für die biblischen Propheten nicht mehr viel Platz. Unser Moralprofessor versuchte, Papst Paul VI. logische Fehlschlüsse in seiner Enzyklika nachzuweisen. Die Katholische Kirche und der Papst waren die einzigen, die „sexuelle Freiheit“, von der „Pille“ möglich gemacht, in Frage stellten. Selbst Bischöfe waren sich uneins in der Frage. Die Kirche war gespalten durch den Kampf zwischen „Konservativen“ und „Progressiven“ – eine wahrlich traurige Situation. Dies war nicht der Augenblick, da die Lebensweise Jesu um des „Reiches Gottes willen“ junge Menschen anziehen würde. Es war auch nicht der Augenblick für eine Vertiefung des Verständnisses der Ehe als

Sakrament, als Bild und Symbol der Beziehung Christi und seiner Braut der Kirche. Darüber hörte ich nicht viel. Da ich aber wusste, wie kostbar Ehe und Familie in den Augen meiner afrikanischen Freunde waren, fragte ich mich, wie die „Pille“ ihre Liebe zu Kindern und ihr florierendes Familienleben beeinflussen würde. Aber die Propaganda gegen die angebliche „Bevölkerungsexplosion“ (die Hauptschuldigen daran sollten die afrikanischen „Mamas“ sein) schien bislang das Rennen gewonnen zu haben.

Als Christus Versöhnung in die Welt brachte, hat er auch Versöhnung und Wiederherstellung der Liebe zwischen Mann und Frau möglich gemacht. Er selber hat das in seinen Begegnungen mit Frauen gezeigt. Wen er ruft, für den ist sein Weg „um des Gottesreiches Willen“ auch heute gangbar. Viele junge Jesuiten, andere Ordensleute und Seminaristen schienen nicht viel Hoffnung zu haben, dass die Kirche sich neu beleben und neugestalten könnte. Rom war der große Feind und wurde mit tiefem Misstrauen angesehen. Verbitterung und Groll verstellten den Weg in eine bessere Zukunft. Mein Interesse an diesen endlosen Auseinandersetzungen war begrenzt. Für mich war der weitere Weg klar, und das gab mir eine gewisse Immunität gegen diese Erreger im intellektuellen und geistlichen Bereich, die uns infizierten: Ich wollte nur meine Studien hinter mich bringen und dann nach Afrika zurückkehren. Das war zwar ursprünglich nicht mein Traum gewesen, aber jetzt konnte ich nicht mehr davon ablassen.

Die „sexuelle Revolution“ führte zu bizarren Ideen in den Köpfen von Weihelikandidaten: Sexueller Verkehr, ein lieber Bruder im Herrn erzählte uns, sei ein seelsorgliches Mittel. Falls ein Priester damit einer Klientin helfen könne, dann solle er das auch tun. Ich war in dem Kreis der einzige, der dazu sagte: „Ihr seid verwirrt; das ist sexueller Missbrauch.“ Doch diese Sache

war damals noch nicht das große Thema. Aber solche verschrobenen Vorstellungen leisteten schließlich sexuellem Missbrauch Vorschub.

Afrika war auch der Grund, warum ich 1970 Frankfurt verließ und nach London ins Heythrop College umzog. Ich wollte mich stärker an eine englisch-sprechende Umgebung gewöhnen und Afrika besser kennen lernen: London war voller Studenten aus afrikanischen Ländern. Ich lernte dort viele kennen, vor allem aus dem umkämpften südlichen Afrika, auch aus Rhodesien/Simbabwe, durch Gespräche, Geschichten und viel gemeinsames Lachen. Meine ganz besonderen Freunde in London waren ein junges Paar aus Rhodesien, er ein Weißer mit außergewöhnlich großen Sympathien für seine schwarzen Landsleute, sie eine junge Afrikanerin, die sich gerne spaßhaft als künftige Mutter von zwölf Guerilla-Kämpfern vorstellte, die ihrem Lande die Freiheit bringen würden. Das war noch ehe der Krieg begonnen hatte und man sich den schrecklichen Ernst und die Tragik der Entscheidung für bewaffnete Gewalt noch nicht vorstellen konnte. Dies waren 1970/71 die letzten Monate der Vorbereitung auf meine Priesterweihe. Ich war froh, dass ich im Alter von nur 29 Jahren geweiht würde, also noch recht jung für einen Jesuiten. Ich wollte keine Zeit verschwenden. In Afrika rechnet man nicht so genau mit der Zeit. Ich hingegen wollte keine Zeit verlieren. „Time management“ ist eine typisch westliche Auffassung von Zeit. Zehn Jahre Ausbildung und Studien schienen mir lange genug zu sein. Ich brauchte nicht noch mehr „Buchwissen“. Ich wollte bei den Menschen sein und mit ihnen und für sie arbeiten. Ständige Weiterbildung, eine bleibende Neugier zu wissen, was anderswo gedacht und getan wird, die Aktion mit Reflexion zu verbinden, das ist etwas ganz Anderes und unentbehrlich. Wie in Frankfurt zuvor, so gehörte ich auch in London zu einem „Medienkreis“ in unserer Jesuitenkommunität, um mehr Praktisches über Journalistik und das geschriebene Wort, Radio und Fernseh-

hen und die Zusammenarbeit mit professionellen Medienleuten zu erfahren. Gemeindearbeit in der Landessprache Shona war mein erstes Interesse, aber ich wollte auch für Medienarbeit bereit sein. Für ein paar Monate, 1972 vor meiner zweiten Ausreise nach Simbabwe, war ich in Dublin zu einem weiteren Medientraining. Ich wusste noch nicht, ob mein Englisch gut genug sein würde für Journalismus. Englisch war in Rhodesien das Hauptverständigungsmittel. Die schwarze Mehrheit in Rhodesien hörte gerne Shona im Radio, oder Ndebele, die zweite Sprache; doch Englisch, obschon nicht heimisch, sondern importiert, brauchen die Leute bis heute für das Lesen von Zeitungen und Büchern (besonders im Schulbereich), im Fernsehen und neuerdings in den „sozialen Medien“, im Internet, in der drahtlosen Kommunikation. Im englischen System erfolgen Prüfungen und Benotungen mehr durch das Schreiben von Essays als durch mündliche Examina. Das war mir sehr lieb. Im Schreiben war ich ganz zuhause. Als Priester würde ich aber auch viel mit meinen Brüdern und Schwestern zu sprechen haben, über ethische Fragen, geistliches Leben, Familie, Gemeinde und Kirche. Dazu braucht man Gebet, schweigende Betrachtung und die Kunst des Dialogs. Ich wollte für Simbabwe zum Priester geweiht werden und musste meine Theologie aus afrikanischer Perspektive studieren. Afrikaner lieben ihre Familien, Gemeinschaftlichkeit und ihre gemeinsame Sprache und Kultur. Aber da gibt es auch schlimme Hindernisse. Südafrika, der südliche Nachbar von Simbabwe, hat enorm hohe Zahlen von Vergewaltigungen und Missbrauch von Frauen und Kindern; gegen grassierenden Menschenhandel (meist von Mädchen und Frauen für sexuelle Kriminalität) ist sehr schwer vorzugehen.

Ehe- und Familienseelsorge wurde später ein Schwerpunkt meiner Gemeindearbeit als Priester. Ich wurde am 11. Juli 1971 in West-Berlin zusammen mit vier anderen Jesuiten zum Priester geweiht. Der Bischof, Kardinal Bengsch, kam aus Ost-Berlin.

Nur einmal im Monat erlaubte ihm das kommunistische Regime, zu seelsorglichen Aufgaben in den Westen zu gehen. Der „Kalte Krieg“ war noch im Gange. Die schändliche Mauer, die wir aus unserer Noviziatszeit kannten, war noch da. Berlin war weiterhin einer der Krisenpunkte der Welt. Ich bereitete mich vor, um zu einem anderen Krisenpunkt im südlichen Afrika, Rhodesien/Simbabwe, zu gehen. Ich musste noch für das letzte Jahr meiner Theologie nach London zurückkehren. Nebenher machte ich erste pastorale Erfahrungen in der Riesenstadt, feierte die Liturgie und predigte auf Englisch.

Ich war nicht erpicht auf weitere akademische Lorbeeren. Nach Abschluss der Studien in London zog ich für einige Monate weiter nach Dublin/Irland, um mich mit praktischer Medienarbeit vertraut zu machen. Kommunikation geschieht durch Wort und Bild. Die Kirche, in deren Dienst ich stehen würde, war auch auf Wort und Bild gebaut, auf Wortverkündigung und die sichtbaren Zeichen der Sakramente. Von Dublin konnte ich für einen Tag nach Belfast in Nordirland fahren. Ich hatte die tragischen Ereignisse dort über BBC verfolgen können. Interessanterweise war es ein Nordirischer Protestant, der mich in seine Heimatstadt begleitete, ein seltener Fall von einer mutigen „Überschreitung“ der Grenzlinie zwischen Protestanten und Katholiken, in einem ansonsten religiös bigotten Land mit fanatischen Vorurteilen aus historischen Gründen. Ich konnte sehen, was der alte Konflikt zwischen Briten und Iren den Leuten angetan hatte. Man musste einige Jahrhunderte zurückgehen, um die kriegerischen Auseinandersetzungen zu verstehen. Geschichte hilft, die Gegenwart zu begreifen. Aber Geschichte kann auch zu Besessenheit führen, und alter Hass und Ressentiments können auch wieder ein Feuer anfachen, von dem man meinte, es schon gelöscht zu haben. Sehr bald würde ich in einem Land leben, das von einer ähnlichen Konfrontation zerrissen war, allerdings mehr zwischen Rassen als zwischen Konfessionen.

Simbabwe im Krieg

Im Oktober 1972 stieg ich schließlich in eine Maschine der Ethiopian Airlines in Amsterdam, um nach Nairobi/Kenia zu fliegen. Ich wollte weniger abhängige, nach-koloniale Länder Afrikas besuchen, ehe ich mich im südlichen Afrika niederlassen würde, südlich des Sambesi, wo noch Kolonialismus herrschte. Über Dar-Es-Salaam flog ich nach Lusaka/Sambia, wo ich das Noviziat besuchte, um meine künftigen Brüder im Jesuitenorden kennenzulernen. Schließlich flog ich über Blantyre/Malawi dem mächtigen Sambesi-Fluss entlang nach Salisbury, heute Harare, der Hauptstadt von Simbabwe. Der Fluss war nun die Grenzlinie, ein anderer „Eiserner Vorhang“, zwischen den unabhängigen Ländern im Norden und den anderen im Süden des Kontinents, die damals, 1972, immer noch unter Fremdherrschaft waren. Sehr bald begann ich mein Shona aufzupolieren, dass ich 1967/68 gelernt hatte. Es war ein bisschen „eingestaubt“, aber nicht tot. Es kam zurück. Nur ein paar Tage nach meiner Rückkehr war ich in der Lage, die Hl. Messe auf Shona zu zelebrieren. Darüber war ich sehr glücklich, besonders, dass ich ein paar Worte zum Tagesevangelium sagen konnte. Doch als ich an der Ausbildung von freiwilligen Katecheten teilnahm, war ich enttäuscht und entmutigt, weil ich einfach noch nicht verstehen konnte, was die Teilnehmer sagten. Ich besuchte die Patienten in einem Missionskrankenhaus und fing Gespräche an: Erst hörte ich zu und dann versuchte ich, etwas beizutragen, noch langsam und mühsam.

Glücklicherweise gab man mir genug Zeit in der „Sprachschule“. Es klingt vielleicht absurd, aber ich weiß von Mitbrüdern, die zehn Jahre auf akademische Studien verwandten, es dann aber so eilig hatten, dass sie das Erlernen der neuen und sehr fremden Sprache vernachlässigten. Shona ist eine Bantu-Sprache, sie kennt keine Genera (er, sie, es), dafür aber 20 Wortklas-

sen, die die Adjektive und Verben in jedem Satz „regieren“. Für den Sprachschüler muss dieses sprachliche System so verinnerlicht werden, dass es automatisch wird. Dann braucht er sich die Wortklassen gar nicht mehr bewusst machen, weil das System einfach zur Gewohnheit wird.

Es war während dieser Zeit des Sprachstudiums, dass der „Befreiungskrieg“ im Dezember 1972 ernsthaft losging. Ich war vertretungsweise auf der Kangaire Mission im Nordosten, nicht weit von Mosambik, von wo aus die Buschkrieger ihre Angriffe starteten. Der erste Angriff dieser Art galt einem weißen Farmer, nur eine Autostunde entfernt. Die Guerilla-Kämpfer kamen aus Ausbildungslagern in Tansania und dem Norden von Mozambique. Dies war der Beginn einer nicht enden wollenden militärischen Kampagne, zunächst nur hier im Nordosten von Simbabwe, wo meist deutsche Jesuiten ein Netz von Missionsstationen aufbauten. Erst als ganz Mosambik 1975, nach einem Staatsstreich in Portugal, unabhängig wurde, dehnte sich der Krieg über ganz Simbabwe aus. Die neue Regierung in Maputo gestattete den simbabwischen Kämpfern unter Robert Mugabe, ganz Mosambik von Nord nach Süd zu ihrer „Abschussrampe“ für den Krieg gegen Rhodesien zu machen. Die Truppen von Joshua Nkomo drangen von Sambia her, unserem nördlichen Nachbarn, in Rhodesien ein.

Immer mehr junge Leute verschwanden und schlossen sich den Befreiungsarmeen an. Darunter waren auch junge Mädchen, die das Land mit Waffengewalt befreien wollten. Doch literarische Zeugnisse und ein Spielfilm berichten uns, dass Frauen im militärischen Einsatz oft als „comfort women“ für die Helden des „Befreiungskrieges“ sexuell missbraucht wurden. Zu Beginn des Jahres 1973 kam ich aushilfsweise nach Chinhoyi, einer gemischten Gemeinde von Schwarz und Weiß, Stadt und Land, Bergwerken und industrieller Landwirtschaft. Der Krieg war hier noch



Monate vor seiner Ausweisung: der spätere Bischof Dieter Scholz SJ (Mi.) im August 1977 vor Gericht in Salisbury.

nicht angekommen. Aber junge Männer europäischer Abstammung wurden ständig zu militärischer Ausbildung für den Krieg, der jetzt unvermeidlich war, aufgerufen. Afrikaner waren in der Armee Berufssoldaten. Ein Priester wie ich wurde nicht mit Argwohn betrachtet oder als „Boss“ (Baas, Chef) gefürchtet, wie andere „Weiße“, sondern war jemand Besonderes und wurde geachtet, besonders wenn er sich offensichtlich sehr bemühte, die Landessprache zu lernen. Für rassistisch eingestellte Rhodesier – nicht alle – waren katholische Priester und Ordensleute sehr verdächtig wegen ihrer Nähe zu Afrikanern und wegen ihres freundlichen Verhältnisses zu diesen. Im Mai 1973 zog ich nach Mangula (Mhangura), einem Bergwerksort, 75 Kilometer entfernt vom nächsten Mitbruder. Ich wohnte ganz alleine in einem kleinen Haus. Irische Ordensfrauen arbeiteten als Krankenschwestern im Bergwerkskrankenhaus in unmittelbarer Nähe. Sie kochten auch für mich. Offiziell war ich zunächst ihr Kaplan

und nur an zweiter Stelle Gemeindepfarrer. Faktisch war es eher umgekehrt, was die Schwestern erstaunte. Aber sie gewöhnten sich durch den täglichen Umgang mit mir daran. Wir arbeiteten gut zusammen. Ich besuchte jeden Abend nach dem Nachtesen ihre Patienten, viele von ihnen Mitglieder meiner Gemeinde.

Die Kirche war auf der anderen Seite der Ortschaft. Viele Leute in der Gemeinde wussten gar nicht, wo ich lebte. Sie meinten, ich fiele täglich aus dem Himmel, um an der Kirche mit ihnen zusammenzukommen. Es gab mehrere Kirchen im Ort. Unsere war die einzige, die für alle offen war, für schwarze Bergarbeiter und ihre Familien und für Weiße. „Rassentrennung“ wurde sehr streng aufrechterhalten. Die schwarzen Bergleute und ihre Familien, 10.000 Menschen, wohnten in winzigen Reihenhäusern auf der linken Seite der Hauptstraße, die weißen Vorarbeiter auf der rechten Seite in komfortableren Wohnungen. Für die wenigen weißen Katholiken – Portugiesen, Südafrikaner – gab es eine Heilige Messe am Samstagabend in Englisch, für die große Mehrheit der afrikanischen Gemeindeglieder war die Pfarrmesse am Sonntagmorgen in Shona. An hohen Feiertagen versuchten wir, die ganze Gemeinde zusammenzubringen. Die einen wollten eine „schnelle“ Messe ohne Gesang, die anderen hatten viel Zeit. Die Predigt durfte durchaus etwas dauern und das Singen mit Instrumentalbegleitung durch Trommeln schien kein Ende zu nehmen. Als die Gemeinde wuchs, musste die Kirche erweitert werden. Dann kamen ein Pfarrhaus und ein Gemeindezentrum dazu, wo die Jugendlichen und die Frauen sich treffen können. Ich ging in die drei Schulen am Ort, um Religionsunterricht zu geben, zusammen mit Lehrern aus der Gemeinde. In der „weißen“ Grundschule waren die wenigen Kinder recht unruhig und unaufmerksam. In der afrikanischen Grundschule mit mehr als tausend Kindern war Disziplin kein Problem. Erziehung nimmt ebenfalls kulturell verschiedene Formen an. Für schwarze Kinder und ihre Eltern war die Schule das Tor

zu einer besseren Zukunft, für europäische Kinder war es kein Privileg mehr, sondern selbstverständlich. Es war erstaunlich, dass die Bergwerksgesellschaft Geld ausgab für eine Höhere Schule. Aber die Manager wussten, dass ihre Arbeiter nur zufrieden und kooperativ sein würden, wenn ihre Kinder die Chance einer guten Erziehung hätten.

Jeden Sonntag fuhr ich nach der Pfarrmesse zu zwei weiteren Gottesdiensten für kleine Gemeinden auf den Großfarmen, manchmal begleitet von Messdienern oder Frauen. Manche „Außenstationen“ konnte ich nur während der Woche am Abend besuchen. Manche Farmer hatten Schulen für ihre Arbeiterkinder. Eine Minderheit war ausgesprochen feindselig gegenüber Schulbildung für Afrikaner. Sie warfen Missionaren vor, die Schulen von Anfang an betrieben hatten, die afrikanische Bevölkerung mit „gefährlichen Vorstellungen“ über ihre Zukunft „verdorben“ zu haben.

Das war noch nicht einmal ganz falsch. Wie sich bald herausstellte, waren viele der „Freiheitskämpfer“, freilich nicht alle, aus kirchlichen Schulen hervorgegangen. Sie waren oft zu Priestern und Ordensleuten auf ländlichen Missionen während des Krieges freundlich eingestellt. Bildung ist Befreiung. Der Befreiungskrieg mag zu Tyrannei und dem Streben nach Macht und Reichtum führen. Bildung führt in eine neue, eine sehr viel weitere Welt ein als die Menschen es gewohnt waren. Wir mögen das Ziel haben, die jungen Menschen zu befähigen, die HI Schrift zu lesen, den Katechismus oder das Gebetbuch; sobald sie lesen und schreiben können und Sprachen gelernt haben, steht ihnen die ganze Welt, alles Wissen, alle Weisheit offen und zu freier Verfügung. Wenn jemand Mathematik gelernt hat und mit Naturwissenschaften vertraut ist, kann er oder sie sich die ganze materielle Welt zu eigen machen.

Viele Bergarbeiter und die meisten Arbeiter auf den Farmen kamen aus Nachbarländern, Mozambik, Sambia und Malawi. Die gemeinsame Sprache blieb aber Shona. Die Schriftlesungen wurden manchmal in anderen Sprachen vorgetragen. Für katholische Wanderarbeiter war die Kirche Heimat, und manche waren sehr engagiert als Leiter kleiner Gemeinden. Oft hielten Frauen die kleinen Gemeinden zusammen, die weit verstreut waren. Statt der Bibel mögen unsere Schüler und Schülerinnen wählen, Marx und Freud, Sartre und Frantz Fanon zu lesen, also nicht Theologie, sondern militanten Atheismus. Nicht dass uns als Lehrer das besonders erfreut hätte, aber Freiheit ist unteilbar. Man kann das Tor zu Bildung nicht aufmachen und doch zugleich wieder schließen. Wir mögen die Schöpfung mit dem Lobgesang des Heiligen Franziskus feiern wollen, aber wenn unsere Schüler und Schülerinnen der Versuchung des Materialismus erliegen, wie er sich etwa in „sozialen Medien“ darstellt, dann machen wir deshalb die Schulen nicht einfach zu, wie das gewisse Rassisten aus machtpolitischen Gründen gerne täten. Die Bildung, die wir vermitteln, muss die Menschen auch befähigen, für unsere Mutter Erde, unser „gemeinsames Haus“, einzutreten und einem schädlichen Konsum, der die Natur zerstört, zu widerstehen.

Wenn Du ein Leser bist, kannst Du auch ein Schriftsteller werden. Bildung befähigt, sich artikulieren zu können, Fragen zu stellen und in das weltweite Gespräch der Kulturen einzutreten. Bildung vermittelt den Menschen Anteil an der Verantwortung für die Welt. Sie gibt Menschen eine Stimme, die bislang wie „stumme Hunde“ zu schweigen hatten. Sie macht Literatur möglich, bringt Dichter und Geschichtenerzähler hervor und belebt den Dialog und die Gespräche. Einer unserer bekanntesten Romanautoren in Shona ist der verstorbene Patrick Chakaipa, erster einheimischer Erzbischof der Hauptstadt Harare. Alle Hochschüler, die Shona als Lehrfach gewählt haben, müssen mit

seinem literarischen Werk vertraut sein. Es ist ein kultureller und historischer Schatz, bringt er doch die alte Kultur und Tradition aus der Zeit vor dem Kolonialismus in lebendige Erinnerung. Die Behauptung, Mission zerstöre die einheimische Kultur, ist offensichtlich unsinnig. Ein anderer berühmter Dichter und Romanautor in Shona war P. Ignatius Zvarevashe SJ, der auch theologische Werke in Englisch hinterließ. Ich war immer überzeugt, dass Familien zu besuchen und kennenzulernen eine meiner wichtigsten Aufgaben ist. Sitzungen und Konferenzen können sinnlose Zeitverschwendung sein. Doch die Zeit, die ich mit Vätern und Müttern sowie ihren Kindern bei ihnen zu Hause verbracht habe, kam mir niemals als verlorene Zeit vor.

Als Bischof Chakaipa zu Firmungen nach Mangula kam (er war damals noch Weihbischof von Harare), war er natürlich Bischof für die weiße Minderheit und für die schwarze Mehrheit in gleicher Weise. Er wurde eingeladen, alle Glieder der Pfarrgemeinde mit Führungsaufgaben zu treffen. Es war bereits Kriegszeit. Die Kommunikation zwischen dem hohen Gast und der englisch-sprechenden Minderheit war sehr höflich und respektvoll, aber peinlich gequält. Die weißen Katholiken waren zerrissen zwischen dem offiziellen Rassismus der weißen Regierungspartei und der Haltung der Kirche, die keine Grenzen zwischen den zwei Blöcken anerkannte. Selbst der noch junge Bischof war etwas verlegen. Er hatte noch unangenehme Erinnerungen an Begegnungen mit Weißen als Seminarist und junger Priester. Da war keine Animosität, es war für die Weißen nur irgendwie peinlich und ungewohnt, einem gebildeten Afrikaner zu begegnen und dazu noch einem Bischof, den sie als solchen zu achten hatten. Im alten Rhodesien waren die „Weißen“ gewohnt, selbst erwachsene schwarze Mitbürger „boys and girls“ zu nennen. Das war letzten Endes einer der Gründe für den Guerilla-Krieg, der gerade anging.

Ich war gut bekannt mit einem der weißen Manager des Bergwerks, der mit den Bergleuten gut umging. Er war für die Sicherheit untertage verantwortlich. Ich bat ihn, meinem Besucher und mir am Montagmorgen eine Führung durch das Bergwerk zu geben, so dass der Bischof selber die Arbeitsbedingungen untertage sehen konnte. Er war sehr fair und wirklich an der Sicherheit seiner Arbeiter interessiert. Er hatte fast keine Unfälle. Diese Reise in das Innere der Erde war ein Erfolg, und der Bischof war sehr beeindruckt.

Ansonsten nahmen die Spannungen zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppierungen unter der Bevölkerung wegen des wachsenden kriegerischen Konflikts zu. Im Juli 1973 drangen „Freiheitskämpfer“ in die St Albert's Mission, östlich von uns, ein und entführten 250 Schüler und Schülerinnen mit der Absicht, sie in Mozambique militärisch für den Guerilla-Krieg zu schulen. Das gelang ihnen zu dieser Zeit zwar noch nicht, aber der Schock war erheblich.

Mangula war nicht in der ganz „heißen“ Kampfzone, aber es kam zu gewaltsamen und blutigen Zwischenfällen. Ein junger Polizeibeamter kam eines Abends zu mir, um mir mitzuteilen, dass er eines unserer Mädchen aus der Gemeinde heiraten wolle; er würde am nächsten Tag in ihr Heimatdorf an der Grenze nach Mozambique fahren und mit ihren Eltern sprechen. Er war in großer Eile und ich hatte keine Gelegenheit, ihn zu fragen, ob das für ihn als schwarzen Polizeioffizier in rhodesischen Diensten nicht sehr gefährlich sei in dieser sehr umkämpften Gegend gesehen zu werden. Die schwarzen Aufständischen hatten kein Erbarmen mit ihren Landsleuten, die auf Seiten des rhodesischen Feindes standen, und erschossen sie auf der Stelle. Das ist genau, was auch passiert ist. Als ein Dorfbewohner den Polizisten erkannte, informierte er sofort die Kämpfer im „Busch“.



P. Wermter vor dem Mangula Pfarrzentrum 1978

Tragödien wie diese spalteten große Familien. Ich traf einen angeschossenen Soldaten im Krankenhaus. Ich kannte seinen Bruder, der als hauptamtlicher Katechet in der Nachbargemeinde Chinhoyi arbeitete. Als ich Michael in Chinhoyi traf, fragte ich ihn, ob er seinen verwundeten Bruder im Krankenhaus in Manguala besuchen könne. Er schwieg. Man konnte ihm ansehen, dass er dem Bruder für den Wechsel auf die rhodesische, also feindliche Seite nicht vergeben konnte. Ein anderer Patient kam von einer entfernten Farm, wo er einen Kaufladen betrieb. Als ein bewaffneter Buschkrieger kam, um den Laden auszurauben, gelang es ihm, sich davon zu machen und seinen Chef, den Farmer, zu warnen. Der ergriff sein Gewehr und stellte sich dem Plünderer in den Weg. Der Schuss auf den Farmer war tödlich.

Ich hatte ihn und seine Frau als faire, freundliche Leute gekannt. Sie hatten mir sogar gedankt, dass ich jeden Monat einmal für eine Messfeier mit ihren Arbeitern kam. Nicht alle weißen Farmer waren freundlich wie dieser. Ein anderer verbot mir, seine Farm zu betreten und die Leute zu treffen. Er sah in mir einen Feind Rhodesiens. Das Land war gespalten.

Auf einem anderen Hof lud mich der Eigentümer zum Abendessen in sein Haus ein, zusammen mit einem Seminaristen, der zu der Zeit bei mir ein Praktikum machte. Dieser englische Farmer und seine Frau sagten ganz offen: „Dies ist nicht unser Krieg.“ Sie hatten zwei Söhne als Schüler des St. George's College, einer Jesuitenschule in Harare. Sie wollten nicht, dass sie zur rhodesischen Armee eingezogen würden. „Ich könnte mir selber nicht verzeihen, wenn ihnen etwas zustoßen würde“, sagte der Vater. Er verließ seine Farm und ging nach England zurück, wo er Fabrikarbeiter wurde. Ich bewunderte seine Prinzipientreue.

Dieser Guerilla-Krieg war auch nicht mein Krieg, obschon ich begriff, aus welchen Gründen die nationalistischen Führer sich für bewaffnete Gewalt gegen das rassistische Regime entschieden hatten. Sie hatten lange versucht, mit der Regierung der weißen „Siedler“ zu verhandeln. Deren Sturheit und Arroganz gegenüber der schwarzen Mehrheit bewirkte, dass die afrikanischen Führer keinen Weg sahen, wie man Gleichheit, das demokratische Wahlrecht und Unabhängigkeit von der britischen Kolonialmacht am Verhandlungstisch erreichen konnte. Der Befreiungskrieg (in Shona: Chimurenga) wurde unvermeidlich. Niemand konnte klar voraussehen, was das an Menschenleben kosten würde, nicht nur auf der weißen, sondern viel mehr noch auf der schwarzen Seite, wieviel Blut von den „Freiheitskämpfern“, aber auch von der Zivilbevölkerung, vor allem in den Dörfern auf dem Land, vergossen würde. Auch Ordensleute und Priester hatten große Sympathien für die „Freiheitskämpfer“,

waren doch viele von ihnen ihre Schüler. Andere gaben das zu, bedauerten aber zutiefst, was der Krieg bringen würde, nämlich unaussprechliches menschliches Elend und besonders den Verlust an Menschenleben. Afrikaner im ländlichen Simbabwe wurden grausamst von den Kämpfern im „Busch“ als auch von der Armee und Polizei des alten Regimes gefoltert. Viele wurden vom rhodesischen Regime gezwungen, in „geschützten Dörfern“ („protected villages“, eigentlich Konzentrationslagern) zu leben oder wurden als Verräter („sell-outs“) von der anderen Seite hingerichtet. Mir schien, dass solche Gewaltausübung wie eine fortgesetzte Epidemie war, die ihren Anfang in den Stammeskriegen und ethnischen Konflikten der vorkolonialen Zeit nahm, dann zum Blutvergießen unter dem kolonialen Regime führte und schließlich in dem „Befreiungskrieg“ das ganze Land erfasste. Es setzt sich selbst unter der neuen Mehrheitsregierung nach Erlangen der Unabhängigkeit 1980 fort, die die Waffengewalt der Armee politisch ausnutzte, um an der Macht bleiben zu können. Das Erbe von Gewalt ist nach wie vor eine tödliche Krankheit und eine Pest in Simbabwe. Der Krieg gegen die sogenannten „Dissidenten“ nach der Unabhängigkeit von 1983 bis 1987 („Gukurahundi“) hat schätzungsweise 20.000 Opfer gefordert.

In meinen Überlegungen als Publizist zu sozialer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit, Krieg und Frieden, Verfassungsrecht und Menschenrechten, machte ich es sehr klar, dass Waffengewalt nicht Freiheit bringen oder die Menschenwürde garantieren kann („redemptive violence“). Ich stellte in Frage, dass es geschichtlich-konkret so etwas wie einen „gerechten Krieg“ geben kann, also einen reinen Verteidigungskrieg. Einer der weißen Manager des Bergwerks, obschon er sich um Fairness im Umgang mit den Bergleuten bemühte, glaubte an diesen Krieg. Er konnte es nicht fassen, wie junge Afrikaner für ihr Land freiwillig in den Krieg ziehen können. Sein Sohn kämpfte als Soldat auf weißer, rhodesischer Seite. Während der Vater mit schwarzen

Bergleuten arbeitete, war der Sohn an dem Kampf auf Leben und Tod mit den schwarzen „Freiheitskämpfern“ beteiligt. Da er als Soldat noch sehr „grün“ war, wurde er eines nachts von den Aufständischen in seinem Zelt erschossen. Ein Bergarbeiter und ein Farmer gingen in die nahen Wälder, um einen Löwen zu jagen, der Vieh angriff. Einige Buschkrieger sahen die zwei Weißen und ihr Auto. Sie waren in einem Hinterhalt in der Nähe des Fahrzeugs. Als die beiden Jäger zurückkamen, wurden sie auf der Stelle erschossen. Eines Abends hörte ich Gewehrschüsse, nicht weit von meiner Wohnung entfernt. „Jetzt ist der Krieg auch hier in Mangula angekommen“, dachte ich. Was sollte ich tun? Bleiben oder wegrennen? Schließlich erfuhr ich am Telefon, dass die Schüsse von einer Startpistole bei einem Schwimmfest in der Nachbarschaft kamen. Es war also noch friedlich, aber ich gestehe, dass ich ein wenig nervös war.

Im Juni 1977 ging ich auf Urlaub in die Heimat. Ich hatte jetzt fünf Jahre in Afrika als Priester verbracht. Es war Zeit für eine Pause und für die letzte Ausbildungsstufe eines Jesuiten, das „Terziat“, eine Zeit der Erneuerung und Vorbereitung auf die „Letzten Gelübde“. Damit ist ein Jesuit endgültig der Gesellschaft Jesu angegliedert, nach einer ersten Bewährung als Priester im Dienste Gottes, der Kirche und der Menschen. Nach Jahren, die ich meist alleine verbracht hatte, war ich jetzt wieder einmal in einer größeren Gemeinschaft, und zwar wieder in Berlin, wo ich mein Leben im Orden begonnen hatte.

Am 6. Februar 1977 waren drei Jesuiten und vier Dominikanerinnen in St Paul's Mission, Musami, 60 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, ermordet worden. Das hätte in der Kriegssituation jeden treffen können. Das musste man in Rechnung stellen, gerade wenn man den weiteren Weg bedachte. Während ich die Ruhe und den Frieden des Hauses am Wannsee in Berlin genoss, musste ich doch stets an die Mitbrüder und -schwestern denken,

die einen so hohen Preis für ihren Einsatz bezahlt hatten. Geistig war ich mehr in Simbabwe und dem Krieg als in Berlin, zweigeteilt durch die schändliche „Mauer“. Ich verbrachte Ferien mit der Familie, aber ich wurde ungeduldig: Ich wollte wieder bei „meinen Leuten“ in Mangula in Simbabwe sein. Das Ende des Krieges war absehbar, obschon er grausamer denn je wütete. Am Ende waren sieben Jesuiten tot. Wir hegten die Hoffnung, dass verschiedene internationale Konferenzen und Verhandlungen am Runden Tisch uns Unabhängigkeit, Freiheit, Gleichheit und eine demokratische Regierung bescheren würden. Es galt, sich darauf vorzubereiten. Die große Frage für mich war: Warum mussten vierzig- bis sechzigtausend Menschen sterben, ehe es zu ernsthaften Verhandlungen kam? Hätten sie nicht erst verhandeln, sich einigen und den Krieg vermeiden können? Krieg erbringt nichts. Am Ende müssen sie doch an den Runden Tisch. Krieg ist nicht nur eine moralische Katastrophe, er ist auch eine unglaubliche Torheit. Wann werden wir dies lernen?

Der Weg mit Jesus durch die „Geistlichen Übungen“ von 30 Tagen, die wir vom Noviziat her kannten, war wieder unser Weg, 16 Jahre später, in dieser letzten Erprobungszeit. Zu allen Zeiten soll ein Jesuit durch „Unterscheidung der Geister“ den „Willen Gottes suchen und finden“. Der gute Geist bedeutet unseren Herzen, welchen Weg wir einzuschlagen haben. Mit den drei Gelübden würden wir uns endgültig binden, was Menschen unserer Zeit schwerfällt. Uns war klar, dass Gelübde keine krampfhaft Willensanstrengung sind, sondern ein Ruf und ein Angebot, Gaben, die wir mit freiem Willen annehmen. Sinn und Ziel des Gelübdes der Keuschheit ist, „unsere intime Nähe zu Gott, unsere Nachahmung Christi, unsere Brüderlichkeit und unsere Nächstenliebe zu bestärken“ (Satzungen der Gesellschaft Jesu, Normen, 144 n. 1). Das Gelübde des Gehorsams bindet uns als einen Leib für eine apostolische Lebensweise und Arbeit zusammen. Es verpflichtet uns, gute Zuhörer zu sein, nicht Einzelgänger, das

Wort der Oberen aufmerksam anzunehmen, ja in der Tat, aber auch auf die Gemeinschaft, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die Kirche, den Papst und die Bischöfe zu hören, besonders aber auch auf die Menschen, zu denen wir gesandt werden.

Das Gelübde der Armut bedeutete für mich mit und für die Armen zu leben, Gerechtigkeit zu fördern, Frieden durch das Werk der Versöhnung zwischen arm und reich, sowie zwischen Stämmen, Völkern und Nationen zu bringen.

Im Januar 1978 war ich wieder zurück in Rhodesien, wieder bei den Bergleuten und Farmarbeitern von Mangula, um die Menschen von besorgt, ihnen zu dienen und ihre Menschenwürde wiederherzustellen, in der Hoffnung, dass das Kriegsende Gleichheit und soziale Gerechtigkeit bringen würde. Als das Kriegsgeschehen näher an uns heranrückte, wurden wir vom Ordensoberen und vom Bischof angewiesen, nicht mehr nachts unterwegs zu sein. Ich hatte die kleinen Christlichen Gemeinschaften auf einigen Farmen nur nach Sonnenuntergang und Arbeitsschluss besuchen können. Nachts unterwegs zu sein war nun zu riskant. Wenn wir uns einmal im Monat im 75 Kilometer entfernten Chinhoyi als Jesuitenkommunität trafen, musste ich bis zum nächsten Morgen bleiben, um dann erst wieder zur Gemeinde zurückzukehren. Unsere Pfarrkirche war allmählich zu klein für die wachsende Gemeinde. Wir mussten anbauen. Mit der Hilfe eines Nachbarn, P. Wolfgang Thamm SJ, entwarfen wir einen Plan. Diese Erweiterung wurde erst fertig, als ich schon nach Harare versetzt war. Meine Heimatdiözese Köln gab einen Zuschuss für die Kosten. Der Priester sollte so nah wie möglich an der Siedlung von 10.000 Einwohnern zu finden sein. So wurde ein Pfarrhaus gebaut und ein Saal für Gemeindeveranstaltungen sowie Räume für den Näh-Club der Frauen und für die Jugend, die dort ihre Treffen hatten, musizierten, Theater spielten und Leben in die junge Gemeinde brachte.

Ich schaffte es, meine kleinen Gemeinden auf den verstreuten Farmen an Wochentagen während der Mittagspause zu treffen, nicht mehr am Abend, weil das allmählich zu unsicher wurde. Wir alle, die auf dem Lande arbeiteten, versuchten bei unseren Leuten zu bleiben und sie nicht zu verlassen, trotz Guerilla-Krieg und Gewalt. Die Krankenhäuser waren ganz unentbehrlich und machten weiter. Schulen wurden zeitweise geschlossen, schließlich auch ganze Missionsstationen. Es gab „Arbeitslose“ unter uns.

Im Juni 1978 wurden zwei Mitglieder unserer (verstreuten) Kommunität, P. Gregor Richert SJ und Bruder Bernhard Lisson SJ, von Guerilla-Kämpfern, loyal zu Joshua Nkomo, auf ihrer Mission Nemale am Mupfuri-Fluss erschossen. Die einheimischen Schwestern wollten bleiben und sich weiterhin den Kranken und Sterbenden annehmen. Aber das war einfach zu gefährlich. Die Guerilla-Kämpfer waren unberechenbar. Einige waren freundlich und ermutigten Priester und Schwestern zu bleiben und den Menschen weiterhin beizustehen, andere waren feindlich eingestellt, auf Grund der Propaganda ihrer „politischen Kommissare“. Es gibt Momente, in denen großer Mut mit Klugheit und Vorsicht zusammen gehen muss. Genug Blut war vergossen worden.

Am zweiten Weihnachtstag, am 26. Dezember 1978, dem Tag des Heiligen Stephan, wurde P. Gerhard Pieper SJ, ein lebensfreudiger Berliner, auf der Kangaire Mission ermordet. Er war erst 38 Jahre alt. Wir hatten uns sehr gut vom gemeinsamen Studium her gekannt. Er hatte in einem Brief an Freunde drei Wochen vor seiner Ermordung gesagt: „Wenn wir jetzt hier weggingen, wären wir wie ein Hirte, der seine Herde im Stich lässt, wir könnten nie wieder das Gleichnis vom guten Hirten mit einem guten Gewissen lesen.“ In einem Guerilla-Krieg kommt es darauf an, welche Seite die Kontrolle über die Dorfbevölkerung hat. Die

Aufständischen versuchen, die Dörfler daran zu hindern, mit dem Militär und der Polizei der Regierung zu kooperieren, das Militär verhängt schlimmste Strafen über alle, die die Guerilla im Busch unterstützen, zum Beispiel Frauen, die den Kämpfern Essen bringen. Viele Landbewohner sind von den Aufständischen auf dem Dorfplatz hingerichtet worden, vor den Augen ihrer Frauen und Kinder und des ganzen Dorfs. Andere wurden von der Armee oder Polizei verhaftet, kamen vor Gericht und wurden oft zum Tode verurteilt. Ich erinnere mich an eine Mutter von fünf Kindern und Frau eines „Freiheitskämpfers“, der in Salisbury, dem heutigen Harare, im Gefängnis hingerichtet worden war. Ich konnte ihr mit Gebrauchskleidung helfen, die wir für Kriegsoffer erhalten hatten. Nach dem Krieg war die Sorge für Kriegswitwen eine Weise, wie wir „mit den Armen auf einem Weg gehen“ konnten.

Der damalige Generalobere der Gesellschaft Jesu, P. Pedro Arrupe SJ, wollte die beiden Jesuitenmissionen in Rhodesien, die Engländer in Salisbury/Harare und die Deutschen in Sinoia/Chinhoyi, zu einer Ordensprovinz zusammenschließen. Die meisten von uns stimmten dem zu und wollten diesen Zusammenschluss und die Einheit besonders wegen der einheimischen Mitbrüder der jüngeren Generation im kommenden unabhängigen Simbabwe, andere meinten, dass die Kriegssituation nicht der richtige Augenblick sei für eine solche Reorganisation. Der erste Obere für die neue Ordensprovinz war P. Henry Wardale SJ. Zu meinem großen Erstaunen wurde ich zu seinem Assistenten ernannt. Engländer und Deutsche sollten beide in der Führung vertreten sein. Die Zahl der einheimischen Ordensmitglieder war noch sehr klein. Einer der ersten war Fidelis Mukonori SJ, zunächst im Stand der Brüder, der aber später Theologie studierte und zum Priester geweiht wurde. Er war ein sehr engagierter Mitarbeiter von „Justitia et Pax“ und wurde ein Vermittler zwischen der Kirche und der Befreiungsarmee: eine gefährliche Auf-



P. Oskar Wermter mit P. Arrupe SJ, 11.09.1970.

gabe, weil das rhodesische Regime wie auch die „Befreier“ ihn mit Argwohn betrachteten. Für die Letzteren war er ein potenzieller Spion, für das rassistische Regime war er ein Sympathisant der „Terroristen“. Mehr als einmal wäre er beinahe ermordet worden. Jeder „Feind“ wurde auf der Stelle erschossen. Menschliches Leben wurde nicht mehr geachtet. Doch Fidelis kam davon und setzte seine Vermittlerrolle noch lange fort, selbst nach dem Regierungswechsel. P. Dieter B. Scholz SJ war ebenfalls sehr engagiert im Bemühen um „Gerechtigkeit und Frieden“. Die Unmenschlichkeit dieses Bürgerkrieges wurde genau dokumentiert und international bekannt. P. Scholz wurde 1978 des Landes verwiesen.

Im Dezember 1978 legte ich meine Letzten Gelübde zusammen mit einigen Mitbrüdern ab. 17 Jahre hatte es gedauert, um ein

volles Mitglied der Gesellschaft Jesu zu werden, als Gefährte des Herrn. Was ich in meiner Jugend als meinen Ruf durch „Unterscheidung der Geister“ wahrgenommen hatte, kam jetzt zur Vollendung durch denselben Heiligen Geist, nach der Ausbildung und nach Erfahrungen und Bestätigung im Gebet. Fast unmittelbar nach den Gelübden musste ich meine Wurzeln in Mangula abschneiden und von den Menschen dort Abschied nehmen. Ein Mönch ist an sein Kloster gebunden, ein Jesuit muss immer wieder wandern. Und doch sollte er nahe bei den Menschen bleiben. Diese Nähe und Vertrautheit zu entwickeln braucht Zeit. So sollte er nicht zu oft und schnell weitergeschickt werden. Es war gut, dass ich sechs Jahre bei dieser Gemeinde sein konnte. Es freut mich sehr, wenn mir Jungen und Mädchen aus Mangula in der großen Stadt über den Weg laufen. Jetzt sind sie Väter und Mütter.

Im Januar 1979, dem letzten Jahr des Krieges, zog ich in die Hauptstadt Harare um und begann die neue, so ganz andere Arbeit in der Führung der neuen Ordensprovinz. Jeden Morgen saßen der Provinzial und sein Assistent zusammen, um die Ereignisse des Tages zu besprechen. In diesem ersten Jahr galt unsere besondere Sorge der Sicherheit. Sieben Jesuiten waren in diesem Krieg ums Leben gekommen. Der Provinzobere war entschlossen, weitere Opfer zu verhindern. Wir besuchten die Pfarreien, Schulen und Missionen in den „heißen“ Kriegsgebieten, um die jeweilige Situation genau zu überprüfen. Konnten die bedrohten Priester, Brüder und Schwestern noch bleiben oder mussten sie abgezogen werden? Das war immer wieder die Frage.

Es war eine gefährliche Sache für die Ordensschwwestern, sowohl Soldaten der Armee als auch ihre Gegner in kirchlichen Krankenhäusern medizinisch zu versorgen. P. Nigel Johnson SJ war Zahnchirurg gewesen, ehe er Jesuit wurde. Er wurde ein Experte im Krankenhaus von Musami, nicht so sehr im Ziehen von Zäh-

nen, sondern beim Entfernen von Gewehrkegeln, die Soldaten der einen oder anderen Seite verwundet hatten. Manche der Kämpfer waren Opfer von Gehirnwäsche durch ihre sozialistischen Ausbilder. Das macht sie sehr rassistisch gegen Weiße jeder Art, obschon sie sagten, sie seien nicht Feinde der Europäer, sondern des unterdrückerischen Kolonialismus und seiner imperialen Macht.

Auf dem Weg zur Makumbi-Mission trafen wir einmal eine lange Schlange von „Kindersoldaten“, so um die zwölf Jahre alt, die automatische Waffen schleppten. Sie waren loyale Anhänger des rhodesischen Ministerpräsidenten des Übergangs, des Methodistenbischofs Abel Muzorewa. Er war ein „Kriegsherr“ (War Lord) mit seiner eigenen Armee, wie auch andere Anführer in diesem kritischen Augenblick solche Privatarmeen hatten. Diese Erfahrung überzeugte mich, dass es gut war, dass in der katholischen Kirche Priester und Bischöfe nicht gleichzeitig Politiker sein können, obschon ich als Publizist oft über politische Ethik geschrieben habe.

Ich erledigte meine Büroarbeit meist am Vormittag: Briefe schreiben, einen Rundbrief für die Kommunikation in der neuen Ordensprovinz herausgeben und Mitbrüdern bei Fragen und Schwierigkeiten helfen. Ich war so eine Art Vermittler zwischen den Mitgliedern der Provinz und dem höheren Oberen. Vermutlich ist es nicht schlecht, wenn ein Jesuit wenigstens einmal in seinem Arbeitsleben den Mitbrüdern ganz zu Diensten sein muss. Aber ich war doch auch froh, dass ich noch Zeit hatte, seelsorglich tätig zu sein. Ich half in zwei Gemeinden mit Messen in Shona aus. Ich besuchte neu zugezogene Familien, als die Rassengesetze demontiert wurden, und war teilzeitlich Klinikseelsorger, ich unterrichtete junge Schwestern in ihrem Noviziat und schrieb Zeitungsartikel. Bei so einem Familienbesuch nach dem Waffenstillstand, als die ersten Wahlen anstanden, traf ich „Frei-

heitskämpfer“ von der Partei von Joshua Nkomo, die gerade erst aus dem Krieg zurückgekehrt waren. Sie waren in großartiger Stimmung. „Wir sind Ian Smith los geworden, auch Ministerpräsident Abel Muzorewa. Jetzt werden wir auch Robert Mugabe die Präsidentschaft nehmen.“ Als ein paar Jahre später die meist Shona-sprechende Führung in Matabeleland Völkermord beging („Gukurahundi“: 20.000 Opfer – der Präsident nannte es lediglich „a moment of madness – einen Augenblick des Wahnsinns“), erinnerte ich mich an die Worte dieser „Genossen“, wie sie sich unter dem Einfluss ihrer sozialistischen Lehrmeister nannten.

Schwester Marcelline Mutsatsa, eine Pastoralarbeiterin und Rundfunksprecherin, lud mich ein, kleine Rundfunkansprachen in Shona zu halten. Ich zögerte. „Die Leute werden über mein Shona mit einem fremden Akzent lachen,“ sagte ich. Als ich Marcelline dann doch versprach mitzumachen, waren die Radiohörer ganz erfreut über diesen „Murungu-Priester“, diesen Europäer, der sich mit ihrer Sprache abmühte. Immerhin hatte ich meine Zeit in der Sprachschule nicht vergeudet. St Albert’s Mission im Nordosten nahe Mosambik, die größte Missionsstation, die von deutschen Jesuiten aufgebaut worden war mit einer großen Kirche, zwei Schulen und einem Krankenhaus, war erst sehr spät, Ende 1970, evakuiert worden, als die Verfassungskonferenz im Lancaster House in London sich schon auf Waffenruhe und Unabhängigkeit geeinigt hatte. Das war notwendig geworden, da die Kämpfer aus dem nahen Buschland Granaten auf das Hospital abschossen. Das Leben der Patienten und des medizinischen Personals war nicht mehr sicher.

Nach der Evakuierung wurde die ganze Mission von dörflichen Nachbarn und Großfarmern geplündert. Zu Beginn des neuen Jahres 1980, als die Waffen schwiegen und der Krieg zu seinem Ende kam, fuhren wir hin. Einer unserer Mitbrüder, Bruder Gün-



Heimaturlaub 1984.

ter Gattung SJ, und eine Dominikanerin, Sr. Agatha Schmid OP, waren schon dabei, den Schaden zu reparieren und alles wieder aufzubauen. Bruder Gattung gelang es, viele der gestohlenen Sachen zurückzubekommen. Wir würden die Schulen und Krankenhäuser nicht aufgeben, um uns ausschließlich der Seelsorge zu widmen, wie es in gewissen Kreisen empfohlen wurde. Die neue afrikanische Führung legte Wert darauf, dass die Kirche zu ihrer gewohnten erzieherischen Arbeit und Gesundheitsfürsorge zurückkehre. Wir konnten schwerlich diese Einladung, am Aufbau des neuen Landes teilzunehmen, ablehnen. Unser Motto als Jesuiten „Glaube und Gerechtigkeit“ verpflichtete uns zu diesem erneuten Einsatz. Unser Glaube sollte Frucht tragen in der Arbeit für Gerechtigkeit und die weitere Entwicklung. Das Wort des Evangeliums der Feindesliebe (Mt 5,44) war eine ganz wichtige „Medizin“ für dieses schwer verwundete Land und seine Bewohner. Die jungen Menschen sehnten sich nach guten Schulen und guter Erziehung, die sie weiterführen würden. Wir konnten sie nicht im Stich lassen. Tatsächlich brachten die Orden mehr Lehrer ins Land für die neuen Schulen, die die Regierung bauen wollte. Die Kriegsverwundeten, die Witwen und kleinen Kinder, die von Kinderkrankheiten infiziert waren, die Lepra-Kranken und Tuberkulose- und AIDS-Kranken und Invaliden, schwangere Frauen und ältere Menschen – alle brauchten medizinische Versorgung.

Der Krieg mit seiner Waffengewalt, dem Blutvergießen, der Folterung und Unterdrückung füllten die Herzen der Menschen mit Hass und Groll. Habsucht und Bestechlichkeit unter Beamten drohten das neue Land von Anfang an zu zerreißen. Der Nachbar hasste den Nachbarn, weil einer den anderen verraten hatte oder einer geholfen hatte, Mitglieder einer anderen Familie zu liquidieren. Da war eine große Not, die Wahrheit zu bekennen und für Vergebung und Versöhnung einzutreten. Wir mussten zuerst einmal für die Menschen im Umkreis von St. Albert's, die

wegen des Krieges nicht in der Lage gewesen waren zu säen oder zu ernten, Nahrung beschaffen. Kriegsveteranen mussten wieder in ihre Familien und Gemeinden, ihre Heimatorte und die Gesellschaft insgesamt integriert werden. Der Provinzial und ich trafen „Freiheitskämpfer“ zum ersten Mal auf dem Weg zur Chitsungo Mission im Sambesi-Tal, als sie demobilisiert wurden und in das Zivilleben zurückkehrten. Wir traten in Kontakt über unsere Kameras, als wir sie mit ihren AK 47-Gewehren fotografierten. Viele von ihnen fühlten sich unsicher, nachdem sie so lange in der Wildnis gelebt hatten, fern von ihren Familien und Heimatgemeinden, wo sie jetzt erst wieder neu Fuß fassen mussten. Darüber konnte ich viel in Radioprogrammen und im Fernsehen erzählen.

Bei den Elefanten

Im Januar 1983 durfte ich wieder aufs Land zurückkehren. Ich wurde nach St. Albert's geschickt, wo ich mich wieder voll der Seelsorge widmen konnte. So dachte ich jedenfalls. Aber ich entdeckte sehr bald, dass die Verwaltung dieser großen Missionsstation (sie misst einen Kilometer von einem Ende bis zum anderen, mit einer Grundschule für 1200 Kinder und einer Sekundarschule für 500 Jungen und Mädchen, sowie einem Krankenhaus) mir große Kopfschmerzen bereitete. Die Mission hatte 100 Angestellte, Lehrer und Krankenschwestern. Einheimische Ordensfrauen unterrichteten die Kinder und pflegten die Kranken. Schwester de Angelis („von den Engeln“) war eine berühmte Pastoralassistentin. Sie hatte den Spitznamen „Sister Dangerous“. Aber sie hatte nichts Gefährliches an sich. Im Gegenteil, sie hatte keine Angst vor Gefahren. Sie war oft zu Fuß von Dorf zu Dorf unterwegs und besuchte die Leute, die sie liebte und die auch sie liebten. Ich unterrichtete Glaubenslehre in

unserer Höheren Schule. Einmal in der Woche fuhr ich auf dem Motorrad zu einer großen Dorfschule 50 Kilometer von uns entfernt unten im Sambesi-Tal, um dort die Jungen und Mädchen zu unterrichten. Eines der Mädchen von dort schloss sich später den Dominikanerinnen an und ist heute anderswo Krankenschwester in einem Missionskrankenhaus.

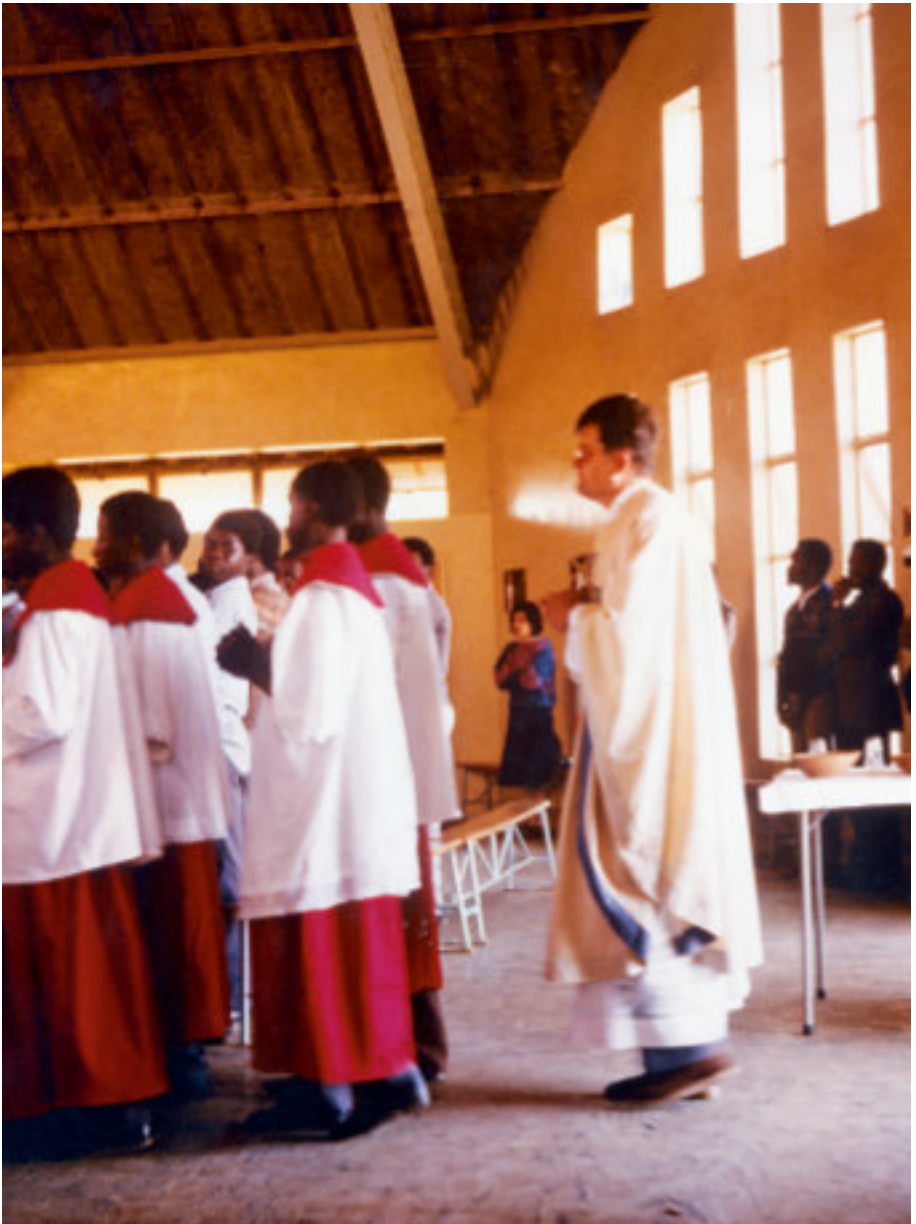
Ich war froh, dass ich wieder mit einfachen Menschen in den Dörfern zu tun hatte, die vom Anbau von Baumwolle leben und versuchen, Mais anzubauen, das Hauptnahrungsmittel; aber das Klima ist dafür zu heiß und zu trocken. Ich besuchte häufig unsere Patienten. Das war besser als die Krankenhausverwaltung und sich mit dem Gesundheitsministerium in Harare herumzuschlagen. Ein Mitbruder, Bruder Jonathan Chazura SJ, kam mir zu Hilfe und arbeitete mit der leitenden Ärztin, Dr. Elizabeth Tarira, zusammen. Hier wurde die Beziehung von Staat und Kirche ganz praktisch, nicht ohne Spannungen und Missverständnisse. Nach ein paar Monaten brauchte ich selber medizinische Behandlung in einem Krankenhaus. Die spannungsreiche Arbeit im Management der Mission hatte ein Magengeschwür verursacht. Ich bin Bruder Jonathan bis heute außerordentlich dankbar, dass er mich in dieser Krise unterstützt hatte. Mit seiner Hilfe konnte ich mich mehr der Seelsorge auf den Dörfern widmen. Wir brauchten gute Männer und Frauen für die Leitung der verstreuten kleinen Dorfgemeinden. Sie erhielten jeden Monat ein Blatt mit Anweisungen für die Gottesdienste an 'priesterlosen' Sonntagen. Wir richteten ein Gemeindezentrum ein, wo sich diese Gemeindeführer und -führerinnen trafen, um ihre Arbeit zu besprechen und über die Hl. Schrift, Kirche, Liturgie und über das Ehe- und Familienleben weitergebildet zu werden. Ich richtete es so ein, dass ich die entfernten Dörfer im Sambesi-Tal einmal im Monat auf einer „Rundreise“ besuchen konnte, vor allem für die Feier der einzigen Heiligen Messe im Monat. Diese Situation gibt es nicht nur am Amazonas! Am Donnerstag fuhr ich in einem



Aus den Archiven: Blick auf die Missionsstation St. Albert's.

Geländewagen los. Ich übernachtete bei einer Familie, oder in einer Schule, oder auf einem Klappbett im Auto. Das Sambesi-Tal ist wunderschön mit fantastisch geformten Bäumen wie dem Baobab (Affenbrotbaum). Es ist auch äußerst heiß mit Temperaturen von über 40 Grad Celsius, anders als auf dem Hochland, wo die Mission ist. Die Masau-Bäume spendeten den Leuten sehr beliebte süße Früchte, die sie zu einem hochprozentigen Schnaps destillierten. Die Elefanten wurden von diesen Masau-Früchten leicht alkoholisiert, wenn die Früchte in Gärung waren.

Dies war das Elefantenland, und die meisten Menschen dort sahen den Elefanten als ihr Totem an. So ein Totem verbindet die Leute. Es ist wie Blutsverwandtschaft. Ein Mann darf keine Frau mit demselben Totem heiraten. Als ich gefragt wurde, was mein Totem sei (mutupo in Shona), pflegte ich zu sagen: „Dasselbe wie



P. Oskar Wermter als Pfarrer in St. Albert's Mission

Ihres, Samanyanga, der Elefant". Bis heute habe ich „Samanyanga“ als mein Totem behalten. Die damit gegebene Identität ist lebenslänglich. Diese Reise zu den Menschen und den Elefanten am Sambesi jeden Monat war trotz der Hitze meine Lieblingsbeschäftigung. Es war gut, mal die Verwaltungsgeschäfte auf der Mission für ein paar Tage hinter sich lassen zu können und stattdessen bei den Familien in den Dörfern zu sein, wenn auch nur kurz. Ich feierte die HI Messe während dieses „Ausflugs“ sieben Mal; unser Herr vergisst nicht die Menschen, die fern vom Zentrum der Gemeinde in St Albert's leben (das Dorf Hoya war 90 Kilometer von der Mission entfernt), und die Kirche ist auch präsent. Die Gemeindeleiter und -leiterinnen wurden in diesen Tagen auch angeleitet, mit einfachen Worten über die Schriftlesungen zu sprechen. Am Sonntagabend war ich wieder in der Kühle des Hochlands auf der Mission, müde nach vier Tagen im „Elefantenland“.

Kirchliche Krankenhäuser mussten oft Ärzte aus Europa „importieren“. Unsere Ärztin stammte aus dem Land und war hier heimisch, als Mitglied eines internationalen Säkularinstituts von Ärztinnen und Krankenschwestern. Sie war qualifiziert für die Öffentliche Gesundheitsfürsorge und als Chirurgin und Geburtshelferin. Priester und Ordensleute, Ärzte und Krankenschwestern aus Übersee dürfen stolz sein, wenn sie sich überflüssig gemacht haben und ihre Arbeit an einheimische Kräfte übergeben können. Unsere Frau Dr. Tarira sah sich bald einer riesigen Herausforderung gegenüber. Tuberkulose war schon lange nicht mehr aufgetreten. Aber dann gegen Ende der Achtzigerjahre kam die Tuberkulose wieder zurück. Die Mediziner waren ratlos. Warum haben wir wieder TB-Patienten? Wir lernten ganz allmählich, dass Tuberkulose mit einer anderen Seuche, nämlich HIV/AIDS zusammenging. 2012 starb unsere gute Freundin und Mitarbeiterin Frau Dr. Elizabeth Tarira im Alter von 62 Jahren nach einem Kampf von zehn Jahren an Krebs.

Freunde in Italien hatten versucht, ihr Leben zu retten. Als ihr klar wurde, dass sie den Kampf verloren hatte, kam sie nach Simbabwe und zu ihren Patienten und Patientinnen zurück, um mitten unter ihnen zu sterben. Sie fand neben ihrem Krankenhaus ihre letzte Ruhestätte. P. Ted Rogers SJ, ein „Sozialapostel“ und Gründer einer Schule für Sozialarbeit, war einer der ersten, der die neue Gefahr erkannte und die Bischöfe warnte. Die Bischofskonferenz in Harare war dann meine nächste Station als Referent für Öffentlichkeitsarbeit.

Der Kirche eine Stimme geben

Ich hatte immer Publizistik betrieben, aber eben nur so nebenher. Ich hatte eine solche Rolle nie als meine Hauptaufgabe angesehen. Ich fürchtete, dass Arbeit am Schreibtisch mich von den Menschen in Stadt und Land entfremden könnte. Doch ich war bekannt geworden durch meine Beiträge in Zeitschriften wie dem MOTO Magazin. So wurden die Medien mein Hauptarbeitsfeld.

Ordensgehorsam ist nicht Zwang, gegen Deine eigene Neigung zu handeln und „verheizt“ zu werden. Er kann Dich im Gegenteil befreien und befähigen, mutig und ohne Furcht ein neues Arbeitsfeld zu betreten und neue Wege einzuschlagen, die gerade richtig für dich sind. Ich musste am Nullpunkt ansetzen. Ich hatte keinen richtigen Vorgänger. Ich musste meine eigenen Vorstellungen entwickeln und durch Erfahrung lernen. Dies war die Zeit, als eine neue Technologie eine veraltete ablöste, von manuellen Schreibmaschinen zu Computern, und die Medienarbeit revolutionierte. Ich erlernte das Neue durch praktische Erfahrung, stellte aber später fest, dass das nicht ausreichte. Ich wollte nicht viele Jahre mit einer technischen Ausbildung verlieren. Doch es



Chishawasha wurde zum Zentrum der Priesterausbildung.

wäre gut gewesen, ich hätte größere Kompetenz im Umgang mit der neuen Technologie erwerben können. Ich pflegte jüngeren Kollegen zu sagen, ich bin ein BBC, „Born Before Computers“. Diese Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen waren dann auch meine Ratgeber und Ausbilder. Bis heute frage ich sie, da sie mehr das neue ABC beherrschen als ich. Mittlerweile ist der Gebrauch von „sozialen Medien“ auch ein menschliches und ethisches Problem geworden, das niemand übersehen sollte. Unsere hergebrachte Lesekultur ist in Gefahr.

In der afrikanischen Situation war es gut, dass ich, als Mann aus Europa, nicht zögerte, junge einheimische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen um Rat zu fragen. Unsere afrikanischen Brüder und Schwestern hatten immer gemeint, dass fremde Missionare alles wissen und können, während sie als Einheimische, denen

doch das Land gehört, als unwissend und ungebildet galten. Dass ich bei Weitem nicht alles wusste oder konnte, war gut für meine Demut und brachte uns menschlich einander näher. Ich war mir immer sehr der Problematik von Zeit bewusst. Es ist ein kostbares Gut, und es hat Grenzen. Wir müssen Zeit optimal nutzen. Mache guten Gebrauch von jedem Augenblick, vielleicht ist dies deine einzige Chance, dir wird keine andere gegeben werden. Die Amerikaner sprechen gerne von „time management“. Wir „haben“ nicht Zeit, sondern wir leben in der Zeit. Zeit ist wie die Atmosphäre, die uns umgibt. Wir können ihr nicht entfliehen. Wir sind nicht „über“ ihr und haben auch keine völlige Kontrolle über sie. Wenn Du aus westlichen Industrieländern nach Afrika kommst, erfährst Du Zeit plötzlich ganz anders. In „Zimbabwe Time“ lässt Du den Dingen ihren Lauf. Du nimmst sie nicht in die Hand und manipulierst sie nicht, wie Du es gewohnt warst. Die Dinge passieren einfach, nicht immer wie Du willst, aber Du versuchst, damit fertig zu werden, wie es eben geht. Zeit in Simbabwe ist unvorhersehbar. Die Zukunft gehört uns nicht. Du hast nur die Gegenwart, dieser sehr kurze Augenblick zwischen Vergangenen und Zukünftigem, das „Jetzt“ der Krise (kairos), da die Entscheidung fällt. Es ist „Jetzt“, dass Gott sich zeigt und nahbar wird. Die Zeit fließt und trägt uns davon. Wir versuchen, auf den Wellen eines Flusses zu reiten, aber wir können die Zeit nicht zügeln wie ein Reittier und in die Richtung lenken, die wir wollen. Ein großer Fluss trägt uns, wohin er will, die See wirft uns hoch und lässt uns wieder fallen. Machen wir die Zeit oder macht die Zeit uns und befähigt uns? Können wir die Zeit ergreifen und damit machen, was wir wollen, oder ergreift die Zeit uns und lenkt uns, wie sie will? Die Vergangenheit ist schon vorbei. Du kannst nicht mehr in ihr Land eintreten, es sei denn Du meinst Tradition, Ahnen und die Vorfahren, die uns schützen, aber auch schaden, wenn wir sie nicht achten, wie es sich gehört. Es ist zu bezweifeln, dass die Menschen viel von der Vergangenheit lernen, wie sehr sie sich auch der Geschichte bewusst sind.

Was kommen wird, kommt zu seiner eigenen Zeit, nicht zu meiner Zeit. Als Priester und Hirte der Herde kommen die Leute zu Dir oder Du gehst zu ihnen; jedenfalls gibst Du den Menschen Deine Zeit. Indem Du ihnen Deine Zeit gibst, gibst Du Dich selber. Wenn Du Deine ganze Zeit geben hast, hast Du Dein ganzes Selbst gegeben. Die Zukunft ist sogar noch weniger greifbar oder bestimmbar, es sei denn im Glauben. „Maranatha“ (1. Kor 16, 22). „Komm, Herr Jesus!“ (Offb. 22,20; Ende des Neuen Testaments).

Es ist sehr wichtig, für entscheidende Gespräche und Kontakte immer den richtigen Zeitpunkt zu wählen und die passende Gelegenheit zu nutzen. Der Heilige Ignatius empfahl große Klugheit bei einer solchen Wahl. Oft wollte ich eine Fülle von Dingen in der kurzen Zeit tun, die mir verfügbar war. Zu Beginn des Tages feierte ich die Eucharistie mit und für eine Gemeinschaft von Ordensfrauen, um 6.30 Uhr. Im Sekretariat der Bischofskonferenz war ich um 7.30 Uhr. Mein „Fahrplan“ wurde oft gestört von Mitarbeitern oder Mitarbeiterinnen mit ihren Fragen. Oder der Generalsekretär kam mit einer Anweisung der Bischöfe. Offiziell war 16.30 Uhr Büroschluss, doch manchmal blieb ich länger. Wenn die Kollegen gegangen waren, konnte ich besser meine Gedanken sammeln, die ich niederschreiben wollte. Doch das Büro alleine machte mich nicht glücklich. Der Erzbischof von Harare hatte in den Achtzigerjahren viel zu wenige Priester. Er versuchte alles selber zu machen. Als ich anbot, ihm an Wochenenden in den Pfarrgemeinden im Stadtgebiet zu helfen, nahm er die Hilfe dankbar an. Und ich war dankbar, dass ich wieder im direkten Kontakt für Menschen da sein konnte. Einmal in der Woche gab ich im Seminar Vorlesungen über die Rolle von Medien in der Gesellschaft und ihr Verhältnis zur Kirche sowie den Gebrauch von Medien für die „Gute Botschaft“. Schwester Marcelline übte mit den Studenten die Produktion von geistlichen Ansprachen für das Radio ein. Während des Befrei-



Vom "elenden kleinen Blatt" zur wichtigen Stimme:
Redaktion der "Catholic Church News".

ungskrieges (1972-1980) hatten viele das Priesterseminar verlassen. Nur wenige wurden in den Jahren geweiht. Angesichts der kommenden Freiheit und Unabhängigkeit war für manche der Priesterberuf nicht mehr so attraktiv. Sie schlossen sich der Befreiungsarmee an. Manche kamen vom Krieg nie mehr zurück.

Doch nach dem Sieg und der Befreiung 1980 trat ein großer Wandel ein. Im neuen Simbabwe kamen wieder junge Männer als Kandidaten für das Priestertum. Das Seminar in Chishawasha wurde zu klein. Ein Teil wurde nach Bulawayo verlegt, die zweitgrößte Stadt des Landes in Matabeleland im Südwesten. Auch die Orden wuchsen. Die Jesuiten verwurzelten sich in der simbabwischen Bevölkerung, und die „importierten“ Jesuiten waren schließlich die Minderheit. Doch in der Zwischenzeit mussten große seelsorgliche Lücken gefüllt werden, unter ande-

rem durch Ordensfrauen, die als Pastoralassistentinnen in den Gemeinden präsent waren. Ich war Öffentlichkeitsreferent für die Bischofskonferenz, und gleichzeitig Gemeindeseelsorger in einer Arbeitervorstadt an Wochenenden oder auch am Abend. An Samstagen besuchte ich die Kranken, manchmal zusammen mit Schwestern und Frauen aus der Gemeinde. Meine Zeit war sehr ausgefüllt. Doch am Montagnachmittag ging ich zum Botanischen Garten zu einem Spaziergang, zum Nachdenken über die Arbeit und zum Beten und Bitten um die Gabe „Unterscheidung der Geister“. Kommunikation war ein magisches Wort damals. Man sprach über den „Zusammenbruch jeder Kommunikation“, d.h. die Unfähigkeit sich miteinander zu verständigen, auch und besonders in der Kirche. Die Bischöfe wollten mit ihren Priestern sprechen, mit Ordensleuten und mit den führenden Laien. Die Menschen brauchten Rat und Wegweisung von ihren 'Hirten', da das Land unverheilte tiefe Wunden durch den Krieg hatte und von der Unfähigkeit zu vergeben und sich zu versöhnen verdunkelt war. Die Wirklichkeit wurde in den Medien der herrschenden Partei und von der politischen Führung verschwiegen oder verdreht. Wo ein falsches Menschenwort nur verschleierte, brauchten wir das Licht des Wortes Gottes.

Ich erfuhr diese „Verdunkelung“ selber. Die Regierung, die eben noch die neue Freiheit gefeiert hatte, erwies sich als gesetzlos, tyrannisch und unerhört grausam, wie im Matabeleland zwischen 1983 und 1987. Ihre Truppen, von Nordkorea ausgebildet, mordeten 20.000 Zivilisten, meist Ndebele-sprechend, im Kampf gegen „Dissidenten“ („Gukurahundi“), die den Wahlsieg der Mashona unter Mugabe nicht hinnehmen konnten. Ich war im Nordosten des Landes und hörte sehr wenig über das, was im Süden und Westen geschah. Erst als ich wieder in Harare war, traf ich Bischöfe und Priester, die Zeugen der systematischen Vernichtung ihrer Bevölkerung waren. Die Bischöfe verurteilten die Schlächter und traten für die Opfer ein. Aber ein offenes Wort

bekannt zu machen und der Öffentlichkeit die Wahrheit zu enthüllen, war fast unmöglich. Die Menschen mussten erfahren, dass ein Regime, das aus einem Krieg und Waffengewalt hervorgegangen war, keinen demokratischen Rechtsstaat schaffen konnte. Die Gewalt des Befreiungskrieges setzte sich auch in dem „souveränen“ Staat fort, trotz einer Verfassung, die Menschenwürde und Menschenrechte anerkannte.

Die staatlichen Medien veröffentlichten nichts, was der herrschenden Partei nicht genehm war. Die Kirche brauchte ihre eigene Stimme. Ich begann eine Kirchenzeitung herauszugeben. Zunächst war es nur eine flüsternde Stimme, ein elendes kleines Blatt. Eines Tages kam mich eine junge Frau besuchen. Sie hatte mein kleines Kirchenblatt gesehen. „Tut mir leid,“ sagte sie, „aber ich bin nicht beeindruckt. Ganz ehrlich, ich könnte da was Besseres produzieren“. Petronilla Chikambi Samuriwo war eine Journalistin, die aus einer engagierten katholischen Familie stammte. Mein Blatt war vielleicht nicht sehr beeindruckend, aber sie beeindruckte mich sehr. Ich bot ihr eine Stellung als Stellvertretende Chefredakteurin an. Sie nahm das Angebot an. Das war der Anfang von sieben Jahren sehr guter Zusammenarbeit. Ich konnte von ihr lernen. Nach ein paar Nummern von „Catholic Church News“ übergab ich ihr die Verantwortung als Chefin. Ich blieb Herausgeber. Das Blatt wurde besser und zog mehr Leser an. Wir hatten freilich finanzielle Probleme. Und die Erfahrung lehrte uns, dass es „relativ einfach ist, eine Zeitung zu machen, aber sie zu vertreiben und zu verkaufen, das ist eine andere Sache, davon bekommst Du Kopfschmerzen.“ Doch trotz solcher Probleme erscheint „Catholic Church News“ immer noch. Sie war eine Frau, die Prinzipien und ein Gewissen hatte. Sie hasste Bestechlichkeit und „krumme Touren“. Sie machte keine Kompromisse. Als sie den Führerschein machen wollte, ging sie zu dem entsprechenden Amt wegen der Antragsformulare, um mit der Fahrschule anzufangen. Der junge Beamte frag-



*Credo des Herausgebers:
"Wer nichts zu verbergen hat, kann offen sprechen"*

te schamlos: „Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen diese Papiere aushändige?“ Als sie merkte, dass er von ihr eine erhebliche Summe verlangte, war sie wütend und warf dem Beamten furchtlos Korruption vor. Sie ging weg, ohne die Papiere – und kam nie wieder zurück. Diese Kollegin, verheiratet und Mutter eines kleinen Sohnes, blieb ihrem Gewissen bis zu ihrem frühen tragischen Tode im Alter von 43 Jahren treu. Die Geschichte dieser tapferen Frau verdient nacherzählt zu werden. Wenn Politiker bestechlich und habgierig sind, verraten sie auch die Wahrheit und es siegt die Lüge. Dann erwarten die einfachen Menschen, die keine Stimme haben, dass die Kirche die Wahrheit sagt. Daher braucht die Kirche eine Stimme, nicht nur in ihrem eigenen Raum, sondern in der Öffentlichkeit.

Die Medien waren durchaus daran interessiert, zu hören, was die Kirche über Fragen von Gerechtigkeit und Menschenwürde zu sagen hatte. Die meist noch jungen Reporter, die zu mir kamen, wollten mit einem Bischof sprechen. Die Bischöfe überließen es aber gerne ihrem Medienmann, die Leute von Presse, Rundfunk und TV mit Antworten zu ihren endlosen Fragen zu versorgen. Wer richtige und relevante Fragen stellen will, muss über sein Thema sehr gut unterrichtet sein. Nur wer schon viel weiß, kann beim Fragenstellen in die Tiefe gehen. Leider hatten wir in Simbabwe kaum Medienleute, die sich in Sachen Religion auskannten. Von der Kirche wussten sie meist nur wenig.

Medienleute sind immer unter Zeitdruck. Sie müssen Termine einhalten und Reportagen zur festgesetzten Zeit abliefern. Sie wollen Informationen sofort, auf der Stelle. Du kannst nicht sagen: „Ich bin beschäftigt, kommen Sie morgen wieder. Oder nächste Woche.“ Nein, man muss heute antworten. Morgen ist die Chance vertan. Wen man jetzt nicht bedienen kann, dem oder der muss man wenigstens heute noch eine Email mit der gewünschten Information schicken. Ich musste mich ganz diesem

Eiltempo der Medienwelt anpassen. Reporter, die gut bedient werden und merken, dass sie willkommen sind, kommen auch wieder, und wir können mit ihnen ein gutes Verhältnis aufbauen. Manche Kirchenleute finden die Presse lästig und fürchten ständig, dass sie „falsch zitiert“ werden könnten. Diese Kollegen müssen noch „bekehrt“ werden. „No comment“ gehörte nie zu meinem Vokabular. Wer nichts zu verbergen hat, kann offen sprechen. Offensichtlich vertrauliche Informationen über Persönliches und Privates sind etwas anderes. Es war mir wichtig, die Privatsphäre zu achten.

1988 – ein Jahr für den Papst

Im Jahre 1988 kam Papst Johannes Paul II (mittlerweile heiliggesprochen) zu einem Besuch ins südliche Afrika. In Simbabwe war ich verantwortlich für die Zusammenarbeit mit den Medien bei diesem großen Ereignis. Wir fingen schon im Januar an, alles vorzubereiten. Der spätere Kardinal P. Roberto Tucci SJ, Direktor von Radio Vatikan und Koordinator der Reisen des Papstes, kam nach Simbabwe, um alle Orte zu besuchen, wo der Heilige Vater sprechen, die Liturgie feiern oder sonst wie den Gläubigen begegnen würde, in Harare wie auch in Bulawayo. Wichtige Informationen wurden auf kleine Handzettel gedruckt und an die Presse- und Rundfunkleute verteilt.

Dieses Jahr des Papstbesuches ermöglichte mir, als neuem Öffentlichkeitsreferenten, sehr intensive Begegnungen mit den Medien und Medienvertretern, was mir in den folgenden Jahren eine große Hilfe war. Präsident Mugabe, der sich als „Marxist und Leninist“ vorgestellt hatte, als er 1980 die Regierung übernahm, war sehr daran interessiert, den hohen Gast aus Rom persönlich zu treffen und sich als treuer Katholik zu präsentieren. Er

wusste natürlich, dass Karol Wojtyła, als Erzbischof von Krakau, den Drachen des Kommunismus in Osteuropa erschlagen hatte.

Für Papst Johannes Paul II, einen Philosophen, der über die Ehe geschrieben hat, sowie den ersten Papst, der je eine Apostolische Botschaft speziell an Frauen richtete, war vieles in der Kultur Afrikas von besonderem Interesse. In Afrika werden Frauen als Mütter besonders verehrt und geachtet. Nach dem, was dieser Papst über Ehe und Familie lehrte, ist Fruchtbarkeit von entscheidender Bedeutung. Aber wie fruchtbar die Ehe wird, also wie viele Kinder eine Familie haben soll, das hängt von „verantworteter Elternschaft“ ab. Fruchtbarkeit ist sehr begehrt in Afrika, obschon westlicher Einfluss die Geburtenrate drückt. Die Frage ist: Wie kann die Kirche zu einer afrikanischen Familienkultur beitragen?

Der Bischof von Rom war gut über die simbabwische Geschichte von Krieg und Waffengewalt unterrichtet. Das Land war noch nicht fest in einer demokratischen Kultur verwurzelt, und war noch kein solider Verfassungsstaat. Der Papst wusste, wie sehr Simbabwe Versöhnung nötig hatte, und das Land zwischen Harare und Bulawayo, den zwei großen Städten, die er besuchte, gespalten war durch die verschiedenen Völkerschaften und historische Feindschaft: Harare als Zentrum des Shona-sprechenden Landesteiles und Bulawayo des Ndebele-sprechenden Südwestteiles.

Die Matabele hatten ganz furchtbar unter dem Völkermord an 20.000 ihrer Mitbürger gelitten. Die Matabele mit ihre eigene Musikkultur empfangen den Oberhirten der Kirche wie einen König. Sie sangen und tanzten „Bayete, bayete“, wie ihre Vorfahren ihren König in der alten vorkolonialen Zeit empfangen hätten, als der Papst das Stadion betrat, in dem er die Menschen ansprach und zum Mahl der Gegenwart Christi einlud. Ich war

dabei und half der Mannschaft von Radio Vatikan als Reporter. Während ich einen laufenden Kommentar von einem Wohnwagen aus sprach, wurde ich von vatikanischen Sicherheitsbeamten gestört. Der Wohnwagen war zufällig die „Sakristei“ für den hohen Gast. Ich sollte mich augenblicklich entfernen, weil Seine Heiligkeit auf dem Weg war! Es gelang mir im letzten Moment, diesen päpstlichen Leibwächtern zu entkommen. Medienleute sind nicht immer willkommen in der Kirche. Manchmal sieht man in ihnen nur Störenfriede.

Ökumenismus erlebte ich in großer Form, als der Weltkirchenrat (WCC) in Harare einen großen Kongress veranstaltete. Ich mischte mich unter die riesige Menge von Besuchern aus aller Herren Länder. Da hörte ich eine Frau, die ganz begeistert ausrief: „Ist es nicht wunderbar, dass die Zahl der Kirchen, die zum WCC gehören, ständig zunimmt?“ Ich dachte: Ist das ständige Zersplittern in immer neue kirchliche Gemeinschaften wirklich so wunderbar? Wie steht es mit der Einheit? Aber vielleicht war das eine sehr „römische“ Einstellung. In Simbabwe nimmt die Zahl der evangelikalen Gemeinschaften und Gruppen ständig zu. Wer eine Bibel hat, kann eine neue „Kirche“ gründen. Zu einer Zeit, da Arbeitslosigkeit überhandnimmt, muss es eine Versuchung sein, sich einen Posten als selbsternannter Pfarrer zu schaffen.

Ehe und Familie in der Tradition und bedroht durch die Moderne

Während ich für Bischöfe arbeitete erst die von Simbabwe, später im ganzen südlichen Afrika, war ich auch in Gemeindefarbeit tätig. Da gab es sehr viele junge Paare, die noch nicht in der Kirche getraut waren, d.h. sie waren noch nicht im Sakrament der Ehe gebunden. Es gibt drei Stufen im Laufe einer Verheiratung:

1. Heiraten nach alter Sitte. Polygamie ist hier bis heute erlaubt. Entscheidend ist bei dieser Stufe, dass die Familien der Partner sich auf einen „Brautpreis“ seitens der Familie des Mannes an die Familie der Frau einigen.
2. Heirat nach bürgerlichem Recht: Ein Beamter des Magistrats ist Zeuge der Eheschließung. Dieser zivile Aspekt kann integriert werden in die dritte Stufe,
3. die kirchliche Trauung, wenn der Priester dazu die Vollmacht hat.

Ich habe sehr gerne junge (oder auch nicht mehr so junge) Paare auf diesem Weg begleitet. Aber dabei war ich nicht alleine. Ich arbeitete mit erfahrenen, reifen Ehepaaren zusammen, die ich durch Gespräche und Unterricht für ihre Rolle vorbereitete. Für die Bischofskonferenz gab ich ein Nachrichtenblatt heraus, das auch Informationen über seelsorgliche Arbeit enthielt und diese diskutierte, entsprechend den Leitlinien für Seelsorgepriester und ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die Papst Johannes Paul II in seinem Schreiben „Pastores dabo vobis – ich werde Euch Hirten geben“ veröffentlicht hatte. Die Weiterbildung von Priestern war mir immer wichtig. Der Papst machte klar, dass Priester es ihren Gläubigen schulden, „auf dem Laufenden zu bleiben“ und weiter zu lernen und zu lesen, z.B. Pastoralzeitschriften und Bücher.

Meine eigene pastorale Erfahrung ging so in Veröffentlichungen für die Kirche in Simbabwe ein. Priester und ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen brauchen neue Anregungen, müssen sehen, was anderswo gemacht wird, und hören, was das „Volk Gottes“, die Laien, zu sagen hat. Die Ehe verbindet zwei Menschen, einen Mann und eine Frau. Beide, Männer und Frauen aus der Gemeinde, sind beteiligt an der Vorbereitung einer Trauung und der Unterstützung verheirateter Paare im Laufe ihrer

Ehe. Nach afrikanischer Sitte sind die Männer nur unter sich und die Frauen unterhalten sich auch nur mit anderen Frauen, etwa bei Festen und Feiern. Doch junge Leute ziehen heutzutage „gemischte“ Gruppen vor. Männer und Frauen müssen lernen, diese trennende Linie zu überspringen und miteinander ins Gespräch zu kommen, wie es etwa bereits in Pfarrgemeinderäten geschieht. Wenn Frauen sich stärker an der Führung in der Kirche beteiligen wollen, mit mehr Verantwortung, dann müssen Frauen und Männer einander auf gleicher Ebene begegnen.

Heirat bedeutet Gründung einer Familie und eines Haushaltes. Das kann nicht alleine in den Händen der Männer liegen. Frau und Mann teilen sich in die Verantwortung. Das sollten sie von Jugend auf gelernt haben, z.B. in gemischten Jugendgruppen. Männer, die stark an der alten Kultur hängen, empfinden die importierte Mode von „Gleichheit der Geschlechter“ als etwas Fremdes. Der Mann mag seine Frau sogar als sein „Eigentum“ ansehen, da er für sie einen „Brautpreis“ gezahlt hat.

Viele sehr gebildete Frauen, die in der Berufswelt Karriere gemacht haben, entscheiden sich gegen die Ehe. Sie mögen ein paar Kinder aus zufälligen Beziehungen mit Männern haben, aber Ehe als bindende Verpflichtung – Nein! Das wäre Sklaverei und Missbrauch durch den Mann und Unterdrückung durch eine autoritäre Schwiegermutter. In meiner Pressearbeit traf ich sehr intelligente junge Journalistinnen, die als „alleinerziehende Mütter“ glücklich mit ihren Kindern lebten, ohne sich nach möglichen Ehepartnern umzusehen. Ich erinnere mich an eine junge Dame, die ich im Auto mitnahm. Sie war katholisch und in ihrer Gemeinde aktiv. Sie fragte mich, „Warum kann ich nicht lediglich mit meinem Freund leben? Warum muss ich formell eine Ehe eingehen, mit der Zahlung eines Braupreises, einem amtlichen Trauschein und einer Trauung in der Kirche mit einer prunkvollen (und teuren!) Hochzeitsfeier?“ Die Erfahrung zeigt freilich,

dass am Ende die Frauen sehr unter solchen „boyfriends“ leiden. Sie werden ausgenutzt und stark benachteiligt, wenn es keine rechtliche Sicherheit und keinen Ehevertrag gibt. Es ist zweifellos im Interesse der Frauen, dass Männer die Gesetze des Staates und die ethischen Grundlinien der Kirche respektieren. Recht und Gesetz allein schaffen natürlich noch keine guten Ehen. Dazu braucht es echte Liebe, Vertrauen und Achtung voreinander, wie sie im Schöpfungsglauben und in der Liebe Christi grundgelegt sind. Frauen verstehen das besser als Männer. Sind sie deswegen kirchlicher als ihre Ehemänner?

Wenn der Mann nicht mehr bedingungslos die Bindung an seine Frau, die Mutter seiner Kinder, annimmt, wird er sich je verantwortlich fühlen für seine Frau und seine Kinder? Der Glaube bewährt sich in der Treue. All das ist natürlich nicht selbstverständlich. Ich habe gemerkt, dass es gut ist, schon sehr früh Mädchen und Jungen in diese Grundwahrheiten einzuführen. Das Christentum ist in Afrika erst voll angekommen, wenn für Christen die Liebe Christi in der sich hingebenden Liebe für einander als Mann und Frau so konkret wird „wie Christus die Kirche liebt und sich für sie hingegeben hat“ (Eph 5,25). Familienplanung und Geburtenbeschränkung, von internationalen Organisationen stark propagiert, etwa den Vereinten Nationen (UN), waren ein Politikum. Die Führer der Befreiungsbewegungen sahen darin einen „schmutzigen Trick“ der Kolonialmächte des Westens, das Land zu schwächen und die Herrschaft der „Imperialisten“ zu sichern. Als sie 1980 an die Macht kamen, schlug ihre Haltung in das genaue Gegenteil um. Eine Ärztin aus Ghana, Schwägerin von Robert Mugabe, führte eine drastische Politik der Geburtenbeschränkung ein.

Die Jugend, Jungen wie Mädchen gleichermaßen, werden sehr früh sexuell aktiv. Vertreter von „sexueller Freiheit“ verteidigen ihr Verhalten und fordern sie auf, auf ihren „reproductive



Frau und Mann teilen sich in Verantwortung. Das sollten sie von Jugend auf gelernt haben.

rights“, also dem Recht auf sexuelle Betätigung, zu bestehen. In einer solchen Atmosphäre ist es schwer, ethische Maßstäbe zu respektieren. Was sie nicht wissen, oder was zumindest die Mädchen nicht verstehen, ist, dass „sexuelle Freiheit“ für sie nicht wirkliche Befreiung bewirkt, sondern Ausnutzung durch Männer. Eltern, die ich bat, mit Jugendgruppen zu sprechen, waren nicht immer fähig, ein gutes Bild von Sexualität, Ehe und Familie zu vermitteln. Manche Eltern, obschon durchaus echt an den jungen Leuten interessiert, verdarben ihr gutes Verhältnis zu ihnen durch endloses Moralisieren und rein negative Warnungen und abstoßende, tadelnde Rede. Ich hatte einige Mühe, geeignete Mütter und Väter zu finden, die in der Lage waren, das „Evangelium des Lebens“ in attraktiver Form zu präsentieren.

Frauen sollen durch die „Pille“ befreit werden. Ich kannte Feministinnen, die sonst durchaus gute Arbeit zugunsten ihrer Schwestern taten, aber in diesem Punkt doch recht einseitig waren. Sie empfahlen die „Pille“, ohne auf mögliche Nebenwirkungen einzugehen. Die „Pille“ würde „unerwünschte Schwangerschaften“ verhindern, und sogar sehr junge Mädchen, noch Kinder, sollten sie bekommen. Das ist weithin die öffentliche Meinung. Wer das in Frage stellt, ist ein „Spielverderber“. Und wer möchte das schon sein? Ich war über das erstaunt, was ich von Verteidigern fraulicher Rechte hörte. Was für eine Befreiung ist das, wenn die Frau sich mit Pillen gegen den Mann „verteidigen“ muss? Hier muss das Gespräch zwischen Frauen und Männern noch vieles klären.

Ich erinnere mich an eine junge Ärztin, die die Abtreibung allgemein freistellen wollte, „weil ja die Mittel der Geburtenplanung nicht immer wirksam sind.“ Der Mann verlangt das oft ohnehin im Falle einer nicht gewollten Schwangerschaft. „Warum hast Du nicht die Pille genommen? Da bist Du selber schuld!“ Afrikaner sind es gewohnt, dass ein Medizinmann als traditioneller Heiler für alles eine „Medizin“ hat. Wir haben stattdessen von „verantworteter Elternschaft“ gesprochen. Ich arbeitete mit einigen Ehepaaren zusammen, die „natürliche Familienplanung“ fördern wollten. Die Frauen hörten interessiert zu, die Männer sahen in diesem Weg eine Beeinträchtigung ihrer „sexuellen Rechte“, der von der UN hochgepriesenen „reproductive rights“. Einige begannen zu verstehen, dass dieser Weg Offenheit, Dialog und Kommunikation zwischen den Eheleuten voraussetzt und damit die Ehe vertieft und reifen lässt. Kulturell gibt es kaum passende Verhaltensmuster. Über den Intimbereich zu sprechen ist tabu.

Arbeitslosigkeit, die, von unfähigen Regierungen verursacht, die Familienväter veranlasst, in Südafrika oder auch in Übersee Ar-

beit zu suchen, hat fatale Folgen für Ehe und Familie. Ich kannte eine Mutter, deren Mann nach England gegangen und illegal eingereist war. Er hatte Arbeit und es ging ihm gut, aber er konnte seine Familie in Simbabwe nicht besuchen. Die englischen Behörden würden ihn nicht wieder ins Land hereinlassen. So blieb er. Dann und wann schickte er ein paar Dollar für das Schulgeld der Kinder. Im Übrigen musste die Frau die Kinder durch Gelegenheitsarbeit alleine ernähren.

Wir haben Brautpaaren erklärt, dass ihre Ehe unauflöslich sein wird. Es ist eine Bindung für das ganze Leben. Aber wie „unauflöslich“ kann eine Ehe in Zeiten von großer Arbeitslosigkeit, schlimmster Armut und Wohnungslosigkeit sein? Was bedeutet für solche jungen Leute unsere Rede, dass der Mann seine Frau lieben muss, wie „Christus die Kirche liebt und sich für sie hingegen hat“, in guten wie in bösen Tagen (Eph. 5,25)? Junge Paare auf die Ehe vorzubereiten war eine Sache, Ehen in Krise, die zu zerbrechen drohten, waren etwas ganz anderes. Zum Beispiel: Er war Hausverwalter, sie fegte die Flure und Treppen, aber ihr eheliches Verhältnis war nicht mehr erträglich: Sie nörkelte an ihm herum und er schlug sie, der Haushalt war vernachlässigt. Er hatte anderswo Freundinnen und sie klagte über ihn bitterlich. Schließlich verließ er sie und zog zu einer anderen. Er war kränklich und wir vermuteten, dass er HIV-positiv war. Sie bat mich, mit ihm zu reden, aber er wollte nicht hören. Schließlich starb er an AIDS. Noch tragischer war das Schicksal von Frauen, die ihren Männern treu geblieben waren, als diese nach Südafrika auf Arbeitssuche gingen. Dort hatten sie mit verschiedenen Frauen Verkehr gehabt, waren dann zurückgekehrt und hatten ihre Frauen zu Hause mit dem HI-Virus angesteckt. Eine solche sterbende Frau in ihren letzten Tagen zu begleiten, die außerordentlich bitter über ihren Mann und seine Treulosigkeit war, war eine der schwierigsten Situationen, der ich als Klinikseelsorger begegnete.

Rudo, eine Witwe mit zwei erwachsenen Söhnen, hatte ihren Mann, ihre berufliche Stellung und ihr Haus verloren. Sie war schwer an AIDS erkrankt, aber hoffte, im Nachbarland Botswana Hilfe zu finden. Sie hätte ihre Medikamente einnehmen sollen. Stattdessen stieg sie in einen Bus nach Botswana, wo sie sicher war, Arbeit zu finden. Nach ein paar Tagen und Nächten des Herumirrens auf den Straßen von Gaborone kam sie schließlich am Sonntag zurück, sehr schwach und krank. Eine Mitreisende, eine gütige Frau aus Simbabwe, kümmerte sich um sie während der langen Reise. Ohne diese gute, sorgende Frau wäre sie unterwegs gestorben. Ich fand sie am Montag in unserem großen Krankenhaus. Ich konnte nur Abschied von ihr nehmen. „In Deine Hände, o Herr, empfehle ich meine Schwester Rudo.“ Sie starb am Mittwoch. Rudo hatte ihr kleines Häuschen während der „Murambatsvina“-Kampagne verloren. An einem Sonntagnachmittag fuhr ein Streifenwagen der Polizei in Mbare herum, einer Vorstadt, die zum Teil ein Elendsviertel ist. Über einen Lautsprecher wurde den Einwohnern befohlen, alle Häuser oder Behelfsunterkünfte zu zerstören und dem Boden gleichzumachen, die sie sich selber ohne behördliche Genehmigung gebaut hatten. Am Montagmorgen unternahm ich einen Rundgang und sah, wie Leute Spitzhacken schwingen und ihre eigenen Unterkünfte, armselige Buden, zerstörten. Von unserem Küchenfenster in der Priesterwohnung aus konnte ich beobachten, wie die Leute ihre Habseligkeiten am Straßenrand aufstapelten, um damit in ihre ländliche Heimat zurückzukehren. „Was werdet Ihr jetzt tun?“, fragte ich einen älteren Mann, der gerade eine Mauer abriß. „Hapana zvokuita – ich kann nichts machen,“ sagte er schulterzuckend. Ich begann bald, diese Redensart zu hassen, „da kann man nichts machen“. Den Mitgliedern unseres Komitees für „Gerechtigkeit und Frieden“ (Justitia et Pax), in der Mehrheit Frauen, erklärte ich, dass Gerechtigkeit und Gesetz auf ihrer Seite ständen, und sie sehr wohl eine Menge tun könnten. Sie brauchten nicht auf morgen zu warten oder aufs nächste Jahr.

Sie müssten sofort anfangen, noch heute, und dürften nie aufgeben. Dies war ein ganz und gar bössartiger Racheakt der Regierung. Bei den kürzlichen Wahlen hatte die Oppositionspartei in diesem Stadtteil die Mehrheit erlangt. In der Sprache der herrschenden Partei war dies ein Versuch eines „regime change“. Nun sollte man sagen, dass das in einem Land mit einer demokratischen Verfassung (zumindest auf dem Papier) schwerlich als ein krimineller Akt bezeichnet werden konnte. Sicher nicht in einem Land wie Simbabwe, das angeblich befreit worden war! Sie nannten diesen Akt der Zerstörung „Murambatsvina“, ein Shona-Wort, das „den Schmutz wegfegen“ bedeutet. „Und dieser Schmutz – das sind wir“, rief eine empörte Frau, die auf den Trümmern ihrer elenden Hütte saß. Wir wussten sehr genau, dass diese Wahlen ein großer Betrug gewesen waren. An jedem Wahllokal wurden die Wählerstimmen auf einem Plakat bekannt gegeben, eine erstaunlich gute Regelung in unserem Wahlgesetz. Mitglieder von „Justitia et Pax“ gingen rund und notierten diese Zahlen, die, wie sich herausstellte, in scharfem Kontrast standen zu den offiziellen Wahlergebnissen, die erst Wochen später veröffentlicht wurden, nachdem man sie gefälscht hatte. Wer immer im Verdacht stand, „falsch“ gewählt zu haben (d.h. für die Opposition), war in Gefahr. Banden von jugendlichen Anhängern der Staatspartei gingen in Mbare herum und brüllten „Hondo, hondo, hondo!“ (Krieg, Krieg, Krieg!), um die Einwohner einzuschüchtern.

Ich war für ein paar Ruhetage aufs Land gefahren. Auf dem Rückweg rief mich der Provinzial, P. Konrad Landsberg SJ, an: „Geh nicht zur Gemeinde in Mbare zurück. Die Leute haben mich gewarnt, dass jugendliche Banden P. Wermter suchen“. Ich hielt mich für eine Zeit außerhalb der Stadt in einem Jesuitenkolleg auf. Ein junger Jesuit von einer nahen Mission kam nach Mbare für die Sonntagsmessen, und ich besuchte seine Gemeinden. Während der Woche konnte ich zu unserem Medienbüro



In Afrika werden Frauen als Mütter besonders verehrt und geachtet.

zur Arbeit gehen, aber ich durfte mich nicht in Mbare sehen lassen. Nach drei Wochen war die Krise vorbei und ich kehrte zur Gemeinde in Mbare zurück. Ich wurde nie wieder in dieser Weise behelligt.

Aber es gab auch andere Zwischenfälle. Eines Nachts brachen Kriminelle in unsere Wohnung über dem Gemeindezentrum ein. Sie bedrohten mich und verlangten Geld und Wertgegenstände. Sie machten sich schließlich mit meinem Laptop davon. Genau dasselbe passierte mir ein paar Jahre später anderswo. Die Sache der Polizei zu melden war Zeitverschwendung, es erbrachte nichts. Gegen Ende meiner zwölf Jahre bei der Bischofskonferenz von Simbabwe hatten kirchliche Medien und die Hierarchie einen peinlichen Zusammenstoß. Als ich 1994 in Rom bei der Afrikanischen Bischofssynode war, um für Ost- und Südafrika

zu berichten, begegnete ich häufig der Generaloberin einer afrikanischen Schwesternkongregation. Sie war eine sehr typische Afrikanerin, fröhlich und übersprudelnd, aber auch energisch und unnachgiebig: Sie wusste, was sie wollte. Sie wollte sich mit den Bischöfen zusammensetzen und eine sehr ernste Sache besprechen. Doch soweit ich sehen konnte, hörte ihr niemand zu. Ihre Sorge war völlig berechtigt, dass einige ihrer jungen Schwestern von Priestern missbraucht wurden. Missbrauch von Frauen und Jugendlichen war zu der Zeit noch nicht der große Skandal, von dem wir heute wissen. Die meisten Katholiken, auch Priester und Bischöfe, konnten damit nicht umgehen und leugneten alles. Deswegen ist ja gute Kommunikation in der Kirche so wichtig: Wir müssen uns unseren Schwächen und unserem Versagen stellen; wir können sie nicht verheimlichen. Wir fürchteten uns vor Offenheit. Das verstehen wir jetzt besser. Dass wir zugleich gerecht, aber auch barmherzig sein müssen, haben wir noch zu lernen.

Während dieser vier Wochen an der Türschwelle zum Vatikan lernte ich einiges über die Medienarbeit der Kirche. Jeden dritten Tag hatte ich einen Drei-Minuten Bericht über die laufende Bischofssynode für die Sendungen von Radio Vatikan ins Englisch-sprechende Afrika zu sprechen. Es war Teil der Kommunikation zwischen der Mitte und der Peripherie, zwischen Rom und Afrika. Die Kirche in Afrika sollte das päpstliche Rom nicht als eine Diktatur ansehen, sondern den Bischof von Rom als einen Hirten annehmen, der sich um seine weit verbreitete Herde sorgt.

Obschon ich mich als „Priester-Journalisten“ verstand, muss ich zugeben, dass ich nicht wagte, die Geschichte von der Generaloberin und ihren missbrauchten Schwestern, die ja auch meine geistlichen Schwestern waren, weiter bekannt zu machen. Es waren die säkularen Medien, die im Endeffekt die Kirche zwangen,

sich dieser hässlichen Wahrheit zu stellen. Als diese Nachrichten sich häuften und die Presse sie mehr und mehr aufgriff, beschloss unsere Chefredakteurin, einen Bericht darüber in unserer Katholischen Kirchenzeitung zu veröffentlichen. Als Herausgeber hätte ich das verhindern können. Aber ich vertraute dem professionellen Urteil meiner Kollegin und akzeptierte ihren Entschluss als gut für die Kirche, nicht als schädlich. Ich war ein wenig besorgt, was die Bischöfe wohl sagen würden, sah aber nicht die Explosion voraus, die sich dann ereignete. Die meisten Bischöfe waren empört und tadelten uns in sehr scharfer Form. So etwas hatte es noch nie gegeben. In einer so „empfindlichen“ Angelegenheit so dem guten Namen und Ruf der Kirche zu schaden, wurde als eine äußerst schlimme „Sünde“ angesehen. In der Folge kündigte Petronilla und verließ uns, sehr zu meinem Bedauern. Es war auch das Ende für mich. Die Bischöfe waren bei der Abschiedsfeier voller Lob für die ausscheidenden Mitarbeiter und gaben sich freundlich, aber dies war offensichtlich ein böser „Unfall“: Das Band des Vertrauens, das lebenswichtig ist für die Oberhirten und ihre Mitarbeiter in den Medien, war zerbrochen.

Obschon es harte Zeiten gab in Mbare zwischen 2002 und 2013, verließ ich die Gemeinde von St Peter schweren Herzens nach nahezu zwölf Jahren. Ich hatte die Leute in diesem Stadtviertel, wo es viel Elend gab, sehr gerne. So manche wurden von der Polizei und der herrschenden Partei übel drangsaliert; und den Armen und Wohnungslosen hatte unsere besondere Sorge gegolten. Es gab politische Morde, wie wir in der „Kommission für Frieden und Gerechtigkeit“ erfuhren, obschon man solche bösen Vorfälle nie ganz aufklären konnte.

Später erkannte ich, dass ich zu lange in dieser Stellung gewesen war. Ein alter Freund pflegte zu sagen: „Wenn Du zu einer Party gehst, vergnüge Dich, solange es vergnüglich ist. Aber bleib



Mbare: geprägt von Armut und Herzlichkeit.

nicht über den Höhepunkt hinaus. Warte nicht, bis die Raumpflegerinnen kommen, die Stühle nehmen und sie auf die Tische stellen." Man sollte vielleicht nicht länger als sechs Jahre in einer Gemeinde bleiben. Der Abschied ist immer hart. Aber nach unseren Regeln als Jesuiten sollen wir uns nicht festsetzen, wir sollen beweglich bleiben. Aber einen Priester nur für ein bis zwei Jahre in eine Gemeinde zu schicken, ist auch zu kurz. Wir müssen uns mit den Menschen vertraut machen können und an ihrem Gemeinschaftsleben teilnehmen. Die Oberen gaben mir eine „Sabbatzeit“, die ich in Kapstadt in Südafrika, Nairobi/Kenia und bei meiner Familie in Deutschland verbrachte, mit einem Abstecher nach England, um alte Freunde aus Simbabwe in der „Diaspora“ zu besuchen. Nach meiner Rückkehr nach Simbabwe hatte ich die Sorge für einige junge Männer, die der Gesellschaft Jesu beitreten wollten. Im Juli 2002 ging ich nach

Mbare, im Januar 2003 richtete ich das Medienbüro der Jesuiten ein. Ich redigierte eine Zeitschrift für theologische Reflexion: „Mukai – Steh auf!“. Ich pendelte jeden Tag von Mbare im Süden von Harare zum Medienbüro im Norden. Eine frühere Mitarbeiterin von der Bischofskonferenz, Sr. Tendai Makonese OP, teilte das Büro mit den Jesuiten; sie produzierte Shona-Videos, die liturgische Musik vorstellten, sowie katechetische Programme.

2013 wurde ich wieder von den Bischöfen angefordert. Ich zog nach Mabelreign, einem Vorort im Norden Harares, und half in meiner freien Zeit in der Satellitengemeinde in Dzivaresekwa. In dieser Arbeitervorstadt die Sonntagsmesse in einer Zeltkirche auf Shona zu feiern und zu predigen gefiel mir gut. Die Gemeinde war St Peter's in Mbare sehr ähnlich. Als die Bischöfe des ganzen südlichen Afrika (Angola, Botswana, Lesotho, Mozambique, Namibia, Sao Tome e Principe, Swasiland, Südafrika und Simbabwe), die Bischofskonferenz IMBISA, jemanden für die Diskussion pastoraler Fragen und für Kommunikation und Medien brauchten, wurde ich von einem der simbabwischen Bischöfe empfohlen, der unseren „Medienunfall“ mir nicht mehr ankreidete. Ich arbeitete mit Diözesanpriestern zusammen, einem aus Maputo in Mozambique und dem Leiter des Büros aus Südafrika. Ich war froh, dass ich einmal die Woche am Abend nach Büroschluss noch die Patienten in einem großen Krankenhaus in der City besuchen konnte.

Praktische Theologie und politische Ethik

Seit einigen Jahren schon war ich der Sekretär der Theologischen Kommission der Bischöfe von Simbabwe. Dozenten vom Priesterseminar und Vertreter der Diözesen waren die Mitglieder. Als Sekretär fiel es mir zu, Erklärungen für die Kommission im Na-

men der Bischöfe abzugeben. Ich gewöhnte mich daran, anonym für überbeschäftigte Vorgesetzte zu schreiben, als „Ghostwriter“. Wir waren hauptsächlich an der Beziehung zwischen afrikanischer Kultur und Religion sowie der Botschaft der Kirche interessiert. P. Ignatius Zvarevashe SJ, ein Mitglied der Kommission, war leidenschaftlich mit „Inkulturation“ befasst, d.h. der Begegnung des christlichen Glaubens mit afrikanischen Vorstellungen und ritueller Praxis aus alter Tradition. Wir forschten über „Einwohnung“ (Besessenheit) durch Ahnengeister und gaben eine Broschüre heraus über „Die Verbindung zwischen den Lebenden und den Toten“, in Englisch, Shona und Ndebele. In der Religion und Kultur von Simbabwe stehen der Tod und die verstorbenen Vorfahren im Mittelpunkt. Da den Tod zu bekämpfen und Kranke zu heilen ganz zentral für Afrikaner ist, gaben wir eine weitere pastorale Anleitung heraus: „Heilung und Erlösung in der Kirche“ („Healing and Salvation in the Church“, auch dreisprachig).

Als IMBISA-Mitarbeiter bereiste ich Südafrika, Swasiland, Mozambique, Botswana, Namibia, Angola und Tansania. In Südafrika stahlen Gangster unser Auto. Einige der neun IMBISA Länder hatten ihre Unabhängigkeit durch lange Guerilla-Kriege und blutige Gewalt errungen. Genau wie Simbabwe hatten sie jetzt demokratische Verfassungen und wollten souveräne Rechtsstaaten werden. Freilich ist kriegerische Gewalt keine gute Vorbereitung für ein demokratisches Staatswesen. Eine Verfassung – vielleicht nur ein Stück Papier – ist noch keine Garantie, dass es auch eine funktionierende parlamentarische Demokratie geben wird. Wie hält man demokratische Wahlen? Das will gelernt sein. Die Bischöfe wollten unbedingt, dass ihre neuen Demokratien wirklich funktionieren würden. Vertreter der Kirche stellten sich als Wahlbeobachter zur Verfügung, darunter auch Bischöfe. Bischöfe aus Namibia und Südafrika kamen, um die Wahl in Simbabwe zu beobachten. Ich wurde eingeladen, für die Gäste



In afrikanischen Gemeinden spielen die Frauen eine zentrale Rolle.

eine Vorlesung über die philosophischen Grundlagen demokratischer Verfassungen zu halten. Als alle 80 IMBISA Bischöfe eine Zusammenkunft in Windhoek/Namibia hatten, war ich dabei. Zusammen mit einem Ehepaar – Mr. und Mrs. Zinyemba, beide akademische Lehrer – bereitete ich Arbeitspapiere für die Diskussion der Bischöfe über Ehe und Familie vor. Zu einer anderen Zeit gab ich für die Bischöfe eine Einführung in die Maputo-Erklärung über „Geschlechtertheorie“ (Gender Theory). Alle Staatsoberhäupter des südlichen Afrikas hatten diese UN-Erklärung unterzeichnet, zu meinem Erstaunen auch der politisch und ideologisch sehr „linke“, aber in gesellschaftlichen Fragen sehr konservativ-rechte Präsident von Simbabwe, Robert Gabriel Mugabe. In meinen Augen war diese Erklärung ein Schlag ins Gesicht Afrikas und ihrer Familienkultur – und ganz besonders für Frauen und Mütter.

Ich konnte den Bischöfen zeigen, dass westliche Länder sehr wenig für die Familie und besonders für die Rolle von Frauen in der Familie übrighaben. Obschon westliche Gesellschaften Frauenbildung, Frauen im Berufsleben und in gesellschaftlicher und politischer Führung begrüßen, werden Ehefrauen und Mütter wenig geachtet. Frauen werden da nur noch als sexuelle Partner gesehen. Der Begriff „Familie“ als Eckstein jeder Gesellschaft ist aufgegeben.

Vaterschaft wird abgewertet als patriarchale Macht und männliche Unterdrückung von Frauen. Die Sprache der „sexuellen Revolution“, die vom Westen nach Afrika exportiert wird, kann sehr verwirrend sein. Zum Beispiel: Was bedeutet der Begriff „Rechte auf sexuelle Aktivität und Fortpflanzung“, die „reproductive rights“? Es scheint zu bedeuten, dass jedermann (und jeder Frau) das Recht hat, sich fortzupflanzen. Aber es bedeutet in Wirklichkeit das Recht auf ein aktives Sexualleben, auch ohne Nachkommenschaft, mit anderen Worten, das Recht auf Empfängnisverhütung und sogar Abtreibung (der Begriff „Schwangerschaftsabbruch“ wird vorgezogen). „Sichere Mutterschaft“ ist eine weitere irreführende Wortschöpfung, mit der diese Ausdrucksweise die Leute manipuliert. Damit sind auch Empfängnisverhütung und „sichere Abtreibung“ abgedeckt.

Ich wies darauf hin, dass Familienseelsorger und Katecheten wegen dieser Sprachverwirrung gewarnt werden müssen. Propagandisten dieser „Geschlechterideologie“ scheinen mir nicht ganz ehrlich zu sein, wenn sie ihre wahren Absichten unter sehr positiven Begriffen verbergen, obschon sie sehr negative und destruktive Dinge im Sinn haben. Wer wird nicht „Sicherheit für Mütter“ gutheißen? Und doch ist Abtreibung höchst unsicher und riskant: wenn nicht für die Mutter, dann doch ganz bestimmt für das erwartete Kind. Was Frauen und Männer über Empfängnisverhütung und Schwangerschaftsabbruch wissen,

sind unzureichende Informationen aus den Medien, oder was ihnen in einer Familienplanungs-Klinik gesagt worden ist. Wir müssen ihnen bei der Ehevorbereitung ein vollständiges Bild geben; dazu brauchte ich, soweit möglich, die Hilfe einer Ärztin oder Krankenschwester. Im Rahmen von „verantworteter Elternschaft“ muss die Frau die Last der „Familienplanung“ nicht alleine tragen. Durch intime Kommunikation, vielfach freilich noch unbekannt, müssen Mann und Frau diese Aufgabe gemeinsam angehen. Das führt zu besseren Ehen, wie reife und erfahrene Ehepaare zu sagen wagen. Der emotionsgeladene Streit über „Humanae Vitae“ (menschliches Leben) führt nicht weiter. Unsere afrikanischen Brüder und Schwestern mit ihrer Liebe für Familie und Kinder müssen noch ihren eigenen Weg finden.

Die „sexuelle Revolution“ hat auch in einem afrikanischen Land wie Simbabwe großen Einfluss auf die Kirche und ihre Gläubigen gehabt, aber natürlich auch die Missbrauchsskandale und das sich wandelnde Verhältnis von Mann und Frau. Seitdem Sexualität mehr und mehr als reine „Konsumware“ gesehen wird, wird der Zölibat nicht mehr als ein positiver Wert angenommen. Die Familienkultur in Afrika scheint überholt zu sein. Frauen stellen die Ehe als einen für sie gangbaren Weg in Frage, da sie nicht mehr ihre menschliche Würde sichert. In einer Umgebung aufzuwachsen, wo es an Achtung für das Leben mangelt, für die Ehe als bleibende Bindung und für die Familie, mangelt es auch an Wertschätzung für ein Leben der Hingabe an Christus und die Gemeinschaft der Kirche. Und die lebenslange Verpflichtung von Gelübden erscheint genauso unakzeptabel wie Treue in der Ehe. Doch ich habe gelernt und gelernt zu akzeptieren, dass Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ eine heilende Medizin in einer Weltgegend sein kann, wo die Statistiken von Vergewaltigungen von Frauen, von Kindesmissbrauch und Menschenhandel, Prostitution und der Profit im Verkauf von Sex, das heißt Sklaverei für Mädchen und Frauen, eine unkontrollierbare Seu-



Nur in "gemischter Gesellschaft" gelingt Dialog zwischen Mann und Frau.

che anzuzeigen scheinen. Abschaffung aller Schranken („Sollen sie doch heiraten!“) ist kein Mittel gegen diese Pest. Die Kirche, in Simbabwe und anderswo, muss auf die afrikanische Familienkultur aufbauen, so dass Priester und Ordensleute, Frauen und Männer, Unterstützung finden durch das Familienleben und die Treue ihrer Schwestern und Brüder – und umgekehrt!

Kirche und Medienkultur

Ich war weiterhin stark an Medien und Politik interessiert. Zusammen mit katholischen Journalisten gründeten wir eine Katholische Vereinigung von Medienfachleuten, und ich war Mitglied des freien Medienrates von Simbabwe, einer selbststän-

digen Organisation, unabhängig vom Staat, die Anleitungen gab, wie die Medien selber ethische Prinzipien durchsetzen können. Journalisten und sonstige Medienleute sollten Beschwerden über Veröffentlichungen in den Medien durch Dialog mit den Verantwortlichen in Presse, Rundfunk, Fernsehen und Internet untersuchen und Irrtümer richtigstellen.

Ich war froh, dass ich als kirchlicher Vertreter an diesem Prozess beteiligt war. Ich hoffte, dadurch auch die Beziehungen zwischen Kirche und Medien zu verbessern. Die Medien wissen oft nicht viel über die Kirche, und die Kirche ist oft misstrauisch gegenüber Medien. Seriöse Journalisten und die Kirche haben gemeinsam ein leidenschaftliches Interesse an der Wahrheit und verlässlicher Berichterstattung. Zwischen beiden muss es einen echten Dialog über die Ethik im Umgang mit der Rolle der Medien in der Öffentlichkeit geben. Wie geht man mit Nachrichten



Der Priester-Journalist mit seinem Werkzeug im Mai 1976.

und ihrer Veröffentlichung um? Wie kann mediale Kommunikation nicht so sehr Gruppeninteressen, sondern dem Gemeinwohl dienen? Wie sollen Journalisten bei ihren Nachforschungen vorgehen? In kirchlichen Kreisen sind die Medien gefürchtet. Die Missbrauchsskandale, besonders der Schutz, den Täter angeblich in der Kirche genießen, erwecken den Eindruck, als ob die Kirche sich nicht strikt an die Wahrheit bei der Verteidigung ihrer eigenen Interessen hält. Aber was ist Sinn und Zweck der Kirche, wenn sie nicht wahrhaftig ist und man ihr nicht trauen kann?

In der Kirche und der Öffentlichkeit allgemein war die Rolle des Gewissens bei moralischen und ethischen Fragen kontrovers, etwa im Zusammenhang mit „*Humanae Vitae*“. Der heilige John Henry Newman, ein berühmter theologischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, nannte das Gewissen „die richtige Einstellung des Herzens: In jedem Menschen gibt es ein Vermögen zu beweisen, dass eine höhere Macht ohne Zweifel existiert, nicht nur als eine persönliche Meinung, sondern als Gesetz, eine Stimme mit Autorität, die dem Menschen befiehlt, was er/sie zu tun oder zu lassen hat. Die Stimme des Gewissens in jedem Menschen ist der wichtigste Zeuge für die wirkliche Existenz Gottes.“

Vertreter verschiedener Kulturen, Religionen und Weltanschauungen stimmen überein, dass die „Stimme des Gewissens“ sie verpflichtet, Leben, besonders menschliches Leben, zu achten und zu bewahren. Afrika sieht sich als Teil dieser Kultur. Immer wieder sprach ich mit Journalisten, die meine Hörer im Priesterseminar gewesen waren, aber später zum Journalismus gewechselt hatten, über Medien im Allgemeinen und in der Kirche im Besonderen. Es lag mir viel daran, künftige Priester zu befähigen, mit der Presse gut umzugehen und die Medien in ihrer pastoralen Arbeit richtig einzusetzen.

Zusammen mit einer Ordensfrau brachte ich ihnen bei, geistliche Worte im Rundfunk zu sprechen. Mittlerweile war der Missbrauch durch Kleriker nicht mehr die Sensation, die er früher darstellte. Die Haltung von vielen Verantwortlichen in der Kirche war gewesen, dass der gute Name und der Ruf der Kirche unter allen Umständen zu schützen waren. Es war absolut unakzeptabel, über moralisches Versagen und die Verdorbenheit in der Kirche öffentlich zu sprechen. Wohingegen solide Journalisten überzeugt waren, dass sie der Wahrheit kompromisslos dienten, wenn sie auch über Missbrauch in der Kirche berichteten.

Manche Kollegen konnten die Haltung vieler Kirchenleute nicht verstehen. Als loyale Katholiken wollten sie mit Offenheit der Kirche einen Dienst erweisen und so helfen, eine moralische Seuche zu beenden, die der Kirche sehr großen Schaden zugefügt hat.

Im Dienst der Kirche im südlichen Afrika

Zu Beginn meiner Arbeit bei IMBISA (Interregional Meeting of Bishops in Southern Africa) baten mich Bischöfe, ein kleines Handbuch für Priester im seelsorglichen Dienst zu verfassen. Es heißt darin, dass es ein Zeichen von Nächstenliebe des Priesters zu seiner Gemeinde ist, wenn er sich stets weiter fortbildet. Stete Fortbildung ist erforderlich als Zeichen der Treue des Priesters zu seiner Weihe und zu seiner priesterlichen Existenz. Sie ist auch ein Zeichen von Liebe zu Jesus Christus und von Treue zu sich selbst. Ebenso ist sie auch erforderlich für die Liebe zum Volk Gottes, dem zu dienen der Priester bestellt ist. Die Gläubigen haben ein Recht darauf, dass ihnen das Wort Gottes in der jeweiligen Situation und gemäß der neuesten intellektuellen und spirituellen Entwicklung gut erklärt wird.



In der Sakristei von Musami, 2009.

Ich konnte auf 40 Jahre Arbeit in Pfarrgemeinden zurückblicken, zu einer Zeit, da die Kirche in Simbabwe, wie auch anderswo, mit dem Konzil und dem damit gegebenen Wandel fertig werden musste. Dabei sollte ich den Mitbrüdern Hilfestellung geben. Priester hatten den Brauch, sich zu treffen und „seelsorgliche Probleme“ aus der Perspektive des Kirchenrechts zu besprechen und zu klären. Dieser Brauch wurde mehr und mehr in der neuen Situation aufgegeben. Das Kirchenrecht soll der Pastoral dienen und wir müssen es kennen. Doch heutzutage brauchen wir mehr. Wir müssen auch moraltheologische Aspekte hineinnehmen, geistliche Führung und psychologische Beratung. Solche Zusammenkünfte waren nicht mehr in der Mode, obschon unsere Methoden in der Beratung von Menschen in schwierigen Situationen verfeinert werden müssen, mehr denn je zuvor. Viele gute alte Bräuche wurden nach dem Vaticanum II

aufgegeben, ohne sie durch Besseres zu ersetzen. Seelsorgliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen müssen sich weiterhin mit dem Kirchenrecht vertraut machen, doch muss das im Zusammenhang mit der konkreten Situation der Gläubigen geschehen.

In afrikanischen Gemeinden spielen die Frauen eine zentrale Rolle. Sie sind die Mehrheit und sie sind für spirituelle Dinge sehr empfänglich. Der Priester kann oft die kleinen christlichen Gemeinschaften auf entfernten Außenstationen nicht mehr als einmal im Monat besuchen, manchmal kaum das! Oft sind es die Frauen, die solche kleinen Gemeinden zusammenhalten. Selbst in Stadtgemeinden sind die Frauen oft das Rückgrat. Männer mögen die Führung im Pfarrgemeinderat haben, aber die Frauen führen die „Nachbarschaftsgruppen“. Ich muss gestehen, dass ich überrascht war, wie eng die Zusammenarbeit mit den Frauen war. „Jesus selber war nicht verheiratet, und der Priester soll dieselbe Lebensweise haben wie Jesus. Dieser Lebensstil ist geeignet für Männer und Frauen, die eine leidenschaftliche und tiefe Liebe für Gott haben, vielleicht sogar tiefer als die Liebe von Mann und Frau... Eine solche Berufung ist ein Geheimnis – wie jede Liebe – und nicht leicht zu erklären. Dabei ist die afrikanische Liebe zur Familie nicht unterdrückt. Sie wird verwandelt in die Liebe zu der Familie Gottes, der Kirche. Ein junger Priester erhält das Geschenk dieser Liebe Gottes und seines Volkes bei seiner Weihe noch nicht in vollem Maße. Er muss sich sein ganzes Leben lang um die Reifung in dieser Liebe bemühen, durch Treue im Gebet und die Hingabe an den Dienst für die Menschen.“

Jesus lebte ein solches Leben der Hingabe an die Menschen. Seine Begegnungen mit Frauen zeigen seine Güte und Achtung für seine Mütter und Schwestern, seine Jüngerinnen und Mitarbeiterinnen. Er missbrauchte nicht seine Nähe zu ihnen. Priester sollten Jesus darin nachahmen. Ich habe immer angenommen, dass

Jesus, unser Heiland und Heiler, auch die Beziehung zwischen Mann und Frau geheilt hat, die verwundet und gebrochen war. Der Schöpfergott sagte zur Frau: „Du hast Verlangen nach deinem Mann; er aber wird über dich herrschen“ (Gen. 3,16). Seit alters her haben Männer über Frauen „geherrscht“, haben sie „gebraucht“, zu ihrem Nutzen und Vergnügen. Es war mir klar, dass ich beim Bauen von christlichen Gemeinschaften zu allererst den Frieden zwischen Mann und Frau wiederherzustellen hatte. Die früher übliche scharfe Trennung der Geschlechter ist in der heutigen Gesellschaft überholt, auch in einem afrikanischen Land wie Simbabwe. Heute müssen sich Männer und Frauen an eine „gemischte“ Gesellschaft gewöhnen, in der Dialog besser gelingt.

„Der Priester sucht keine Frau für eine Partnerschaft in der Ehe. Eine Frau sollte volles Vertrauen in die Integrität ihres Seelsorgers haben können, wenn sie zu ihm zur geistlichen Begleitung oder zum Gespräch kommt. Das ist ähnlich dem, was wir von jedem Mann in den „sorgenden Berufen“ (Ärzten, Psychotherapeuten etc.) erwarten. Die Berufsethik verbietet, dass der Sorgende eine persönliche Liebesbeziehung zu einer Patientin oder Klientin entwickelt. Dies ist auch eine Sache von „pastoraler Nächstenliebe“, nie eine „Schwester im Herrn“ auszunutzen oder zu missbrauchen. Die Eheleute und die, die Liebe in der Hingabe an den Herrn und das Volk Gottes finden, müssen einander beistehen in der Treue zu ihren Gelübden oder ihren ehelichen Partnern, der Ehemann zu seiner Frau, der Priester zu seiner Braut, der Kirche. Sie legen auch Zeugnis ab für junge Menschen, dass Keuschheit mit der Gnade Gottes möglich ist. Ist der Priester im Zölibat ein „Einzelgänger“, ein Ein-Mann-Theater, ein Junggeselle oder „Single“, der keine Bindung an eine Frau mag, oder hat er einfach eine Abneigung gegen Frauen? Ich habe mich nie so gesehen. Kommunitätsleben ist ein „vorgezogenes Fegefeuer“ soll ein früherer Generaloberer der Gesellschaft



Der Autor im Gespräch mit seinem Mitbruder Heribert Müller SJ.

Jesu gesagt haben. Obwohl ich auch alleine gelebt habe, habe ich das nie als einen idealen Lebensstil angesehen. „Gott ist Liebe“ und wir wurden als sein Ebenbild geschaffen, für Gott und für einander, der Mann für die Frau und die Frau für den Mann. Wir sind gemeinschaftliche Lebewesen, wir brauchen mitmenschliche Beziehungen, um zu überleben.

Ein Priester sollte nie eine ausgesprochene Abneigung gegen Frauen haben. Als Hirte einer Gemeinde sind Frauen ihm oft sehr nahe. Wenn er mit der Hälfte der Menschheit nicht klar kommt, wäre es wohl besser, einen anderen Weg zu gehen. Die Jünger des Herrn „sollen allezeit beten und darin nicht nachlassen“ (Lk 18,1). Beten in Einsamkeit und Schweigen wird überfließen in ein geschäftiges Leben, wo es immer Augenblicke gibt, sich auf den Herrn auszurichten. In diesem Sinne ist der Priester

nie alleine, sondern er ist ein Wesen „in Beziehung“, eine Person, die ihr Selbstsein in der Begegnung mit Christus findet. Das Jesus-Gebet, „Jesus Christus, Sohn Gottes, hab Erbarmen mit mir, einem Sünder“, ist sehr kurz, man kann es nicht vergessen. Ich lernte es als junger Novize in einem Ruderboot auf dem Berliner Wannsee kennen. Es wird ständig wiederholt und hilft einem Christen zu beten, selbst wenn er zerstreut ist, dem Rosenkranz ähnlich. Diese Tradition geht zurück auf die frühen Mönche in der Wüste, die im Rhythmus des Atmens beteten. Ein anonym russischer Pilger des 19. Jahrhunderts machte es bekannt durch seine Schrift „Der Weg des Pilgers“. Er machte diese kurzen Gebetsworte zu seiner ständigen Gewohnheit, während er von einem Ende Russlands bis zum anderen pilgerte.

Viele Jahre später, als ich lange Entfernungen im Auto zurücklegen musste, reiste ich immer mit dem „Jesus-Gebet“. Manchmal begleiteten mich Schwestern, die mit mir und für mich den Rosenkranz beteten. Oder als ich alleine unterwegs war, war das „Jesus-Gebet“ meine geistliche Nahrung, auf dem Weg von Harare zu einer entlegenen Missionsstation 250 Kilometer im Norden oder im Auftrag der Bischöfe auf der Strecke von 460 Kilometer nach Bulawayo oder auf über 1000 Kilometer nach Johannesburg im Süden. „Kein Priester kann ein Bild (oder eine „Ikone“) Christi sein und Gott in dieser Welt präsent machen, wenn er sich nicht bewegt und atmet in der Gegenwart Gottes. Er muss bemüht sein, stets auf dem Weg in der göttlichen Gegenwart zu sein. Das kann er nicht alleine, sondern nur in der Ausrichtung auf die Gemeinschaft der Kirche.

Kandidaten für das Priestertum müssen lernen, das Wort Gottes der Gemeinde von der Kanzel aus zu verkünden. Die Medien bieten uns viele „Kanzeln“ an: das geschriebene Wort, Rundfunk und Fernsehen, „soziale Medien“ in Smart Phones. Im Jahre 2015 lud ich Bischöfe und Dozenten an theologischen Fakultäten,

auch einige Ordensfrauen und Laien, zu einem einwöchigen Seminar in Pretoria/Südafrika ein, das zweisprachig stattfand, auf Englisch und Portugiesisch. Zuvor reiste ich nach Namibia und Angola, um die Einladung persönlich zu überbringen.

Mosambik und besonders Angola haben eine jeweils sehr eigene Geschichte, da die Portugiesen bereits im 15. Jahrhundert in diese Länder kamen. Jesuiten hatten bereits im 17. Jahrhundert ein Kolleg in Tete/Mozambique am Sambesi. Ein deutscher Missionar schrieb über die Vorfahren der Shona-sprechenden Bevölkerung von Simbabwe ein Buch, das 1788 in Augsburg veröffentlicht wurde. Es ist überraschend, dass diese Kultur sehr ähnlich der Lebensweise der meisten Einwohner von Simbabwe heute war, soweit sie noch nicht ganz „verwestlicht“ sind. In Luanda/Angola besuchte ich die Bischofskirche, die die Jesuiten des 17. Jahrhunderts für ihr Kolleg gebaut hatten, und sah den Präsidentenpalast, ein ehemaliges Kolleg aus derselben Zeit.

Unser Thema war „Evangelisierung – Kommunikation – Ausbildung“. Die US-amerikanische Bischofskonferenz gab uns einen Zuschuss für diese Konferenz für kirchliche Mitarbeiter in den Medien aus elf Ländern, sowie für ein Buch für die Teilnehmer und andere Medienleute, „WORT und BILD, Anleitungen für Kommunikation, Medien und die Kirche“. Dieser Band sollte der Kirche im südlichen Afrika helfen, bessere Beziehungen zur Öffentlichkeit zu schaffen. Die Kirche sollte lernen, dass die Verteilung von großen Mengen von Papier noch keine Garantie für bessere Kommunikation ist, dass die Kirche mit Medien leben muss und sie die Pressefreiheit im säkularen und mutig auch im eigenen Bereich zu akzeptieren hat. Das Kapitel „Wie mit den Medien umgehen?“ enthielt die „Zehn Gebote“ für ein gutes Verhältnis mit Presseleuten und für eine fruchtbare Zusammenarbeit. Dies war der Höhepunkt, aber auch das Schlusskapitel meiner Arbeit bei IMBISA. Wir hofften, dieses gegenseitige Sich-

kennenlernen würde die Zusammenarbeit zwischen Diözesen und Bischofskonferenzen im südlichen Afrika verbessern.

Sehr bald musste ich IMBISA verlassen. Ich hatte mich während meines Einsatzes in Afrika meist guter Gesundheit erfreut. Doch jetzt – ich war jetzt 73 Jahre alt – fiel ich in die Hände der Ärzte und mein Leben änderte sich dramatisch.

Ich war bis dahin sehr aktiv in einer Vorstadtgemeinde gewesen, wo ich am Sonntag die Heilige Messe in einem Zelt feiern konnte. In Europa wurden um diese Zeit viele Kirchen geschlossen, weil die Gemeinden Mitglieder verloren. In Simbabwe wollten wir noch neue Kirchen bauen, konnten es aber oft nicht, weil das Geld fehlte. Die einheimischen Katholiken versuchten, selber zum Kirchbau beizutragen. Aber die meisten verdienten nicht viel und wir brauchten Hilfe von anderer Seite. Eine Frau, die jeden in der Gemeinde kannte, begleitete mich beim Besuch der Alten und Kranken. Ich war sehr gerne in dieser Satellitengemeinde, weil sie mich an Mbare erinnerte, den alten und wirtschaftlich zurückgebliebenen Teil der Innenstadt. Ohne eine Vorwarnung hatte ich einen völligen Zusammenbruch meiner Gesundheit und landete im Haus für alte und kranke Jesuiten, viel zu früh, wie ich meinte. Der Abschied von meinen Brüdern und Schwestern in dieser armen, aber durchaus dynamischen Gemeinde, von der Shona-Liturgie, vom Predigen und Hausbesuchen fiel mir schwer. Ich hatte in der Folge fünf Operationen, und war für drei Jahre „ruhiggestellt“. Ich wollte für die chirurgischen Eingriffe nicht nach Südafrika oder Europa gehen. Ich hatte volles Vertrauen in die simbabwischen Ärzte, die mich behandelten, Dr. Allen Chiura und Dr. Nozipo Maraire. Sie hatten gemeinsam in den USA ihr Aufbaustudium gemacht. Er war Urologe und sie Neurologin. Erstaunlicherweise kehrten sie nach Simbabwe zurück, um ihren Landsleuten zur Verfügung zu stehen. Ich hatte manchmal ein schlechtes Gewissen, dass ich

medizinisch so gut versorgt wurde, während die Mehrheit der Einwohner von Simbabwe vom Staat vernachlässigt wird, der ein Versager ist, ein „failed state“ und noch keine allgemeine Krankenversicherung kennt, weswegen man Simbabwe weiterhin ein „unterentwickeltes“ Land nennen muss, trotz Fortschritten in anderen Bereichen.

Frau Dr. Maraire führte bei mir zwei Hirnoperationen durch und machte einen weiteren Eingriff in meinem Rückgrat. Ich hatte Halluzinationen und mein Gedächtnis wurde schwächer. Ich musste das Gehen wieder neu lernen. Vielleicht naiverweise hoffte ich, bald wieder in eine gewohnte Arbeit zurückkehren zu können. Später, als ich auf meine zukünftige Arbeit zu sprechen kam, schüttelten die Mediziner nur den Kopf, „Pater, vor einem Jahr vegetierten Sie nur, wie ein Kohlkopf. Das vergessen Sie!“ Tatsächlich, als meine Schwester Maria auf Besuch kam, konnte ich kaum mit ihr sprechen. Woran ich mich erinnern kann, sind die Halluzinationen, nicht die Wirklichkeit. Dies war keine vorübergehende Sache, die mir erlauben würde, bald wieder zur Seelsorge und in die Pressearbeit zurückzukehren. Es war der Beginn des Alterns und der Schwäche. Ich musste einen Rollstuhl benutzen und dann einen Stock. Ich konnte nicht mehr Auto fahren, mich nicht mehr herumbewegen und zu den Menschen begeben.

Ich war eingeschlossen in einem Altersheim. Ich fühlte sehr die Enge, und dass mir meine Freiheit genommen war. Der Obere ermutigte mich, wieder für eine unabhängige Tageszeitung und Zeitschriften zu schreiben. Aber er konnte mir keinen Platz in einer arbeitenden pastoralen Kommunität zuweisen. Ich war im Griff von Trostlosigkeit und Enttäuschung. Zweifel quälten mich: War ich nicht mehr Priester? War meine Sendung zu ihrem Ende gekommen? Hatte ich noch irgendein Ziel? Wo sollte ich hingehen? Sollte ich vielleicht nach Europa zurückkehren, wo



P. Oskar Wermter mit Schwester Maria 1982

ich einmal mein Ordensleben begonnen hatte? Doch es ist üblich, dass wir auch im Alter im Land unserer Sendung bleiben. Nach fast 50 Jahren war ich in Simbabwe mehr zuhause als in meinem Herkunftsland. Es waren schon so viele meiner Altersgenossen aus dem Leben geschieden. Doch in Simbabwe hatte ich noch viele alte Freunde, Mitarbeiter und Kolleginnen. Als ich mich noch frei bewegen konnte, traf ich auf den Straßen von Harare alte Bekannte, die mich freudig begrüßten, „Baba, Ihr habt mich getauft, uns getraut, im Krankenhaus besucht“. Ich dachte, dass ich ihnen noch einen Dank für Freundschaft und Liebe schulde und ich sie weiterhin im Gebet begleiten kann.

Als ich über eine Rückkehr nach Europa nachdachte, wurde mir klar, dass die Idee nur ein Ausdruck von Trostlosigkeit und Frustration war. Das war nie eine ernsthaft erwogene Möglichkeit. Auch im Sinne meiner Berufung konnte ich nicht umkehren. Ich hatte eine Sendung erhalten, die ich vollenden musste, da gab es keinen „Rückweg“. Natürlich könnte ich mich im Gehorsam auf den Rückweg machen, falls das je von mir verlangt würde. Aber wer will schon einen alten Mann, der für einen solchen Wechsel nicht mehr die Kraft haben würde? Allein unser Schöpfer und Herr könnte mich dazu bewegen. Ich brauchte einige Zeit zu sehen, dass ich den Willen Gottes erneut „suchen und finden“ müsse und Er mich auf den richtigen Weg in die Zukunft zu bringen hätte. Wie konnte ich meine ursprüngliche Sendung mit Krankheit und Orientierungslosigkeit vereinbaren? War ich bei der letzten Wegstrecke angekommen? Einige Mitbrüder in unserem Hause waren kürzlich verstorben. War ich auch am Ende? Als ich von immer mehr früheren Lehrern und Eltern, Freunden und Kollegen hörte, dass sie verstorben waren, empfand ich das als den Anfang meines eigenen Sterbens. 1995 starb meine Mutter in meiner Gegenwart. Meine zwei älteren Brüder starben, Rudolf im Jahre 2013 und Ernst Manfred, der älteste, 2018.

Beten und leben im dreieinigen Gott

Gott ist unser Vater und wir können ihn anrufen und aufschreien in Schmerz, Furcht, Hunger und Krankheit. Der Sohn machte die Liebe Gottes sichtbar im Heilen der Kranken und im Reichen des Brotes an die Hungernden, im Leiden und durch das „Hinwegnehmen der Sünden der Welt“, als er die Balken des Kreuzes nach Golgotha trug und unsere Sünden hineinnahm in seinen Leib, blutig, zerrissen und durchbohrt von unaussprechlichem Schmerz.

Für viele von uns ist Beten gleich Bitten, um Hilfe schreien für besondere Begünstigungen und Privilegien, wobei wir versuchen, einen Gott, der „schläft“ und uns „vergessen“ hat, aufzuwecken, wir schreien zu einem Gott, an den wir eigentlich nicht mehr glauben, da er zu schweigen scheint, stumm und weit von uns entfernt ist, nicht mehr an uns interessiert.

Doch ohne den Heiligen Geist gibt es überhaupt kein Gebet mehr. Er befähigt uns zu beten. „Ihr habt den Geist empfangen, der Euch zu Söhnen macht. Den Geist, in dem wir rufen, ‚Abba, Vater‘“ (Rom. 8,15). „Wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen; der Geist selber tritt jedoch für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können“ (Rom. 8,26). Beten ist ein Dialog zwischen Gott und mir. Die Initiative liegt beim Herrn. Er beginnt das Zwiegespräch. Wenn ich auf das „Wort“ (Joh 1,1), den Sohn, hinhöre, kann ich antworten und „in das Gespräch eintreten“. Es ist eine persönliche Begegnung, von Angesicht zu Angesicht. Ohne diese Beziehung zu Gott, wie die Beziehung des Sohnes zum Vater, und dazu parallel, gibt es kein Gebet. Freilich hat Jesus uns gesagt, „Bittet, dann wird euch gegeben“ (Mt 7,7). Wir können nur bitten, wenn wir ihm persönlich begegnen und uns ihm selber übergeben, wenn wir dem Herrn gehören und ihm vertrauen, dass Er uns geben wird, was wir

brauchen; Er weiß das ohnehin, ehe wir darum bitten. Was uns so nottut ist, dass wir „in seiner Gegenwart wandeln“, die Luft atmen, die Teil seiner Schöpfung ist, und „von dem Geist geleitet werden, der schon in uns wohnt“.

Beten ist dem Atmen gleich. Es ist Leben. Es kann nicht von uns genommen werden. „Gott ist keinem von uns fern. Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg. 17,27f). Unser Schöpfer und Herr, Heiland und Heiler hat sich nicht von dieser Welt, die er schuf, zurückgezogen. Er ist immer noch dabei, die Welt zu formen, ihr Gestalt und Leben zu geben.

„Gott ist Liebe“. Er ist Aktion und Bewegung. Er nimmt mich mit und beteiligt mich an Seinem Tun und Schaffen in seiner Schöpfung, in seiner liebenden Begegnung mit uns Menschen. Gebet ist Begegnung mit dem Herrn, um mit ihm zu gehen zu dem Ziel, das er selber ist. Gebet ist dann eben auch Unterscheidung, „zu suchen und zu finden, was der Wille des Herrn ist“, der ein „Gott der Überraschungen und des Unerwarteten“ ist. Wir entscheiden nicht, was zu tun ist. Er ist der „Weg, die Wahrheit und das Leben“. Eine solche Begegnung ist wie eine Wasserflut, die dich wegträgt, wohin du eigentlich nicht erwartet hast zu gehen. Aber wir können diesem strömenden Fluss vertrauen, der von Ihm kommt und uns zu Ihm zurückträgt (siehe Joh. 21,18). Der Herr ist gegenwärtig, nicht nur durch den Geist, der in mir wohnt, sondern in uns. Deswegen greife ich nach alten Freunden und Kollegen, Mitarbeiterinnen und Gefährten aus, mit denen ich einst auf demselben Weg war und Sorgen und Nöte teilte. Ich wollte nie Alleingänger sein. Ich trat einer Gesellschaft bei als Gefährte Jesu, des Sohns. Ich wende mich nicht an meinen, sondern an unseren Vater. Mir fehlt sehr die Eucharistie, wie ich sie mit Freunden und vielen lieben Menschen zu feiern pflegte. Doch der Auferstandene begegnet seinen Freunden auf dem Weg nach Emmaus (oder wohin auch immer wir unterwegs

sind) auch heute noch. Obwohl „es bald Abend wird und der Tag sich schon geneigt hat“ (Lk. 2413-35), bleibt er bei uns und „bricht das Brot mit uns“.

Die Eucharistie, in welcher Form auch immer ein älterer Priester sie feiern kann, bringt mich in der Erinnerung wieder zusammen mit den Menschen, die mit mir auf diesem Lebensweg waren, der, so hoffe ich, mich an mein Ziel bringen wird. Das „Brechen des Brotes“ ist heute eine Begegnung mit den Brüdern und Schwestern in Christus, mit denen ich während dieser 50 Jahre immer wieder eucharistische Gemeinschaft hatte. Durch die Eucharistie gleichst du dich der Lebensform des Herrn an und umarmst sogar noch die Feinde, deren Hass ihn tötete, der starb, um Leben zu geben. „Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum hat Gott ihn über alle erhöht“ (Phil. 2,8-9).

Es ist noch nicht so lange her, dass ich mich noch für jung hielt und noch unterwegs. Nun sind plötzlich Warnlichter aufgeblitzt. Das Alter tritt auf die Bremse und es geht nur noch langsam voran. Wohin geht die Reise?

Ein Schlusswort

Meine Oberen im Orden machten mir klar, dass ich nicht erwarten könne, einfach zu meiner früheren Gemeindegemeindearbeit zurückzukehren, als ob nichts geschehen sei. „Sie müssen sich jetzt ausruhen. Sie brauchen nicht mehr zu arbeiten, Sie haben genug getan...“: Alle möglichen wohlmeinenden Leute versuchten mich zu überreden.

Es war mir erlaubt, weiterhin publizistisch tätig zu sein. Dafür ist Zeit und Gelegenheit auch im Seniorenheim, wo ich weiterhin wohne und ärztlich versorgt werde. Für mich ist totale Untätigkeit und Ruhe keineswegs der Idealzustand. Es würde mich völlig demoralisieren und seelisch zugrunde richten. Ich bin nicht für Zwangspensionierungen. Ich habe die schrecklichen Folgen bei anderen gesehen. Ich meine, dass dem älteren Arbeiter erlaubt sein sollte, den Zeitpunkt seines Ausscheidens aus dem vollen Arbeitsleben selber zu bestimmen. Das scheint mir eine humanere Weise des Ausscheidens aus lebenslanger Tätigkeit und Verantwortung zu sein.

Ich hatte meinen Ordensberuf und meine Sendung nach Afrika angenommen. Das war nicht einfach vergangen und vorbei. Der Herr hatte mich nicht bis hierher geführt, um mich dann fallen zu lassen. Ich sollte weiterhin den „Willen des Herrn suchen und finden“ und so meine Sendung vollenden.

Ich hatte schon gelegentlich daran gedacht, dass ich vielleicht zu gelegener Zeit meine Lebensgeschichte erzählen sollte. Nun war die Epidemie des COVID-19 ausgebrochen und der Corona-Virus hatte uns alle in die Isolierung gezwungen. Seitdem es mir allmählich besser ging, hatte ich mich danach gesehnt, wieder bei den Menschen zu sein und für sie bereit zu stehen, wie in den vergangenen 50 Jahren. Doch ganz im Gegenteil machte der

„Hausarrest“ meine Isolierung und Entfernung von den Menschen nur noch schlimmer. Die grassierende Seuche entfernt mich von meinen Freunden, aber es gibt neue Wege, diese trennenden Hindernisse zu überwinden. Obschon ich nicht so geschickt mit der Computer-Technologie umgehen kann wie die Jugend und jüngere Mitbrüder, bin ich doch in der Lage über das Internet mit meinem Freundeskreis in Verbindung zu bleiben, auch wenn die Türen verschlossen sind aus Furcht vor den Krankheitskeimen, die allgegenwärtig zu sein scheinen.

Doch diese erzwungene „leere Zeit“ ist auch ein Segen im Verborgenen. Es war wie ein Geschenk des Himmels, dass ich Erinnerungen hervorholen, alte Aufzeichnungen lesen, nachdenken und schreiben konnte.

Zunächst hatte ich gedacht, ich würde meine lebenslange Erfahrung von Krieg und Waffengewalt in den Mittelpunkt stellen. Damit bin ich auch heute noch sehr stark in meinem Denken befasst und ich habe oft darüber gesprochen und geschrieben. Ich war mitten im Zweiten Weltkrieg geboren, ich wuchs in einer zerbombten großen Stadt auf. Ich sah den Bau der Berliner Mauer, ich besuchte Belfast und sah die Zerstörung, ich pilgerte ins Heilige Land und sah den Bau einer anderen Mauer in Jerusalem, mit dem sich Israel gegen Palästina zu schützen versuchte. Ich begann meine Arbeit in Rhodesien/Simbabwe zu der Zeit, als der Unabhängigkeitskrieg begann, und durchlebte sieben Kriegsjahre. Ich war in Mbare, als angeblich „befreite“ Bewohner von Simbabwe zusehen mussten, wie ihre Behausungen von Bulldozern platt gewalzt wurden, als ein politischer Racheakt.

In meinen Beiträgen für die Tagespresse oder kirchliche Medien habe ich oft an die Worte Jesu erinnert, dass wir „unsere Feinde lieben sollen“ (Mt. 5,44), und dass, „wer immer das Schwert aufgreift, auch durch das Schwert umkommen wird“ (Mt. 26,52).

Ich habe die Hypothese vom „gerechten Krieg“ in Frage gestellt, unsere christliche Überzeugung betont, dass menschliches Leben unermesslich wertvoll ist, und dass die in der öffentlichen Meinung stark vertretene These, dass Gewalt Erlösung und Befreiung bewirkt, falsch ist. Blutvergießen und Morden werden niemals die Menschheit heilen oder befreien. Gewalt ist ein falscher Mythos, den die Medien als sehr unterhaltsam darstellen. Gewalt ist ein großes Übel und bringt nichts Gutes hervor.

Doch die Leitidee dieser Lebensgeschichte ist Berufung, zunächst zur Gesellschaft Jesu und dann zum Einsatz für die Kirche in Simbabwe in Afrika. Das war meine Wahl. Nun, da ich an das Ende dieser langen Straße komme, frage ich mich: Was hast du mit diesem „Ruf“ angefangen? Habe ich ihm voll entsprochen, bis heute, sechzig Jahre später? Werde ich an das Ziel kommen?

Das ist natürlich, strenggenommen, eine unmögliche Frage. Wenn du deine eigene Lebensgeschichte schreibst, wirst du nicht mehr da sein, um noch das letzte Kapitel zu verfassen.

„Ich werde nicht sterben, sondern leben, um die Taten des Herrn zu verkünden.“ (Ps. 118,17)

Weitere Veröffentlichungen des Autors:

- Between Black and White – As a missionary priest in Rhodesia, Herder, Freiburg, 1976
- Man and Woman He Created them, Mambo Press, Gweru, 2007
- Catholicity of the Church, Mambo Press, Gweru, 2010
- Abba, Father – In Communion with Father, Son and Spirit, Mambo Press, Gweru, 2010
- ZCBC, Communion between the Living and the Dead, Pastoral Study Paper No 1, Mambo Press, Gweru (English, Shona, Ndebele)
- ZCBC Theological Commission, Healing and Salvation in the Church (English, Shona, Ndebele)
- People, Power and Participation, A Collection of Essays, IM-BISA – Mambo Press, Gweru, 2013
- Politics For Everyone and By Everyone, A Christian Approach, Paulines, Nairobi, Kenya, 2003
- Pastoral Guidance No 2, „Be Reconciled to God“, The Sacrament of Reconciliation, In African Tradition (Ignatius Zvarevashe SJ), The Healing and Forgiving Christ (Oskar Wermter SJ), SOCCOM ZCBC, Harare
- Citizenship, Conscience and the Common Good, Essays 2013 - 2015, Konrad-Adenauer-Stiftung, Harare, 2015

- Mission of a Rural Doctor, Dr Elizabeth Tarira, Zimbabwe 1951-2012, IMBISA 2016
- MBARE REPORTS 2005 - 2012, Konrad-Adenauer-Stiftung, 2013, e-book and paperback
- IMBISA, PASTORAL CHARITY, On-going Formation of Pastoral Priests, 2013
- IMBISA Documentation, Evangelisation – Communication – Formation, IMBISA Formation Conference, Pretoria, SA, 2015
- IMBISA, WORD AND IMAGE, Guidelines on Communication, Media and the Church, Mariannahill Mission Press, 2014
- Human Rights in Zimbabwe, The Church and State Disregard for Law and Order, 2002 (German, English, French)
- Facing the Truth – Accepting Responsibility, The Church in an Environment of Lawlessness, 2008, (German, English, French)
- IMBISA Documentation, The Family in Africa, Gaborone / Botswana, 2013
- IMBISA, Christians and Citizens, Maseru/Lesotho, 2016
- CROSSING BORDERLINES – Faith is a Journey, Print Dynamic, Harare/Zimbabwe, 2018

Eine afrikanische Perspektive: Nach über 50 Jahren Leben und Arbeiten in Simbabwe hat Jesuitenpater Oskar Wermter seine Corona-bedingte Isolation in der Hauptstadt Harare genutzt, um eine Autobiografie zu verfassen. Vom Autor bescheiden „Bericht“ genannt, nimmt sein Buch die Leser mit auf eine ganz persönliche Reise durch die afrikanische Geschichte des 20. Jahrhunderts: augenöffnend, selbstkritisch, manchmal kontrovers, immer unterhaltsam und getragen von der Liebe zu den Menschen, einem unerschütterlichen Glauben und der Hoffnung auf Gerechtigkeit und Fortschritt.



P. Oskar Wermter SJ



9 783000 675263

ISBN 978-3-00-067526-3

jesuiten*weltweit*
www.jesuitenmission.de